Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfzehnter Jahrgang

Nr. 24 — Marburg i. H., den 13. Juni — 1901

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1534 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Psalm 20 — Der Grundtvigianismus. Schluß — Der Evangelisch-soziale Kongreß in Braunschweig. 2 — Laboremus. Von Björnson — Verschiedenes: Auf der Dorfkanzel (Gros); Die Behandlung des sechsten Gebotes im Konfirmandenunterricht (Hauri); Thekla Lüdekind (v. Polenz); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Psalm 20

Jahve erhöre dich am Tage der Not,
es schirme dich der Name des Gottes Jakobs!
Er sende dir Hilfe vom Heiligtum her,
und von Zion her Beistand!

Er gedenke all deiner Speisopfer,
deine Brandopfer schaue er an als fett!
Er gebe dir, was dein Herz sich wünscht,
und erfülle all dein Planen!

So wollen wir jubeln über deine Rettung
und unsers Gottes Namens uns rühmen!
Jahve erfülle all deine Wünsche!

* * *

Nun hab ichs erfahren,
daß Jahve seinem Gesalbten hilft.
Er erhört ihn von seinem heiligen Himmel
mit hilfreichen Thaten seiner Rechte!

Sie trauen auf Wagen, sie trauen auf Rosse,
wir aber rufen unsers Gottes Namen an;
sie stürzen und fallen,
wir stehen und richten uns auf!

Jahve, hilf dem Könige;
erhöre uns heute, da wir flehen!

Situation und Gelegenheit dieses Liedes sind aus dem Liede selbst deutlich zu erkennen. Der König Judas ist im Begriff, in den Krieg zu ziehen. Jetzt findet zum letzten Mal Gottesdienst im Königstempel statt; der König — so würden wir sagen — feiert einen Buß- und Bettag vor dem Kriege. (vgl. 1. Sam. 13, 9ff.) Soeben ist das Opfer im Namen des Königs gebracht worden; dazu ist das Gebet erschollen: der König betet, daß Gott ihm helfe und Sieg verleihe. Da hebt der Chor der Sänger an. Es sind Tempelsänger, wohl aus priesterlichem Geschlecht, die jetzt nach dem Vorrecht des Priesters die Stimme erheben zur feierlichen Fürbitte.

Jahve denke an das Gebet, das du eben gesprochen hast, am Tage der Not: im Kriegsgetümmel, wenn die Feinde dich drängen, denke Gott an deine Worte in dieser Stunde! Da sei Gottes heiliger Name dein Talisman! Von der heiligen Stätte her, da wir jetzt stehen, sende er dir Hilfe und stehe dir bei! — Das Wort vom Schutz durch den göttlichen Namen darf man sich vielleicht ganz konkret vorstellen: der König mag den Namen Gottes an irgend einer Stelle des Körpers, etwa am Arm, eintätowiert oder im Siegelring eingegraben getragen haben (vgl. Offenb. Joh. 19, 16). — „Gott Jakobs" ist ein poetischer, altertümlicher Ausdruck; die Prosa sagt „Gott Israels." — Für die Geschichte der Religion ist der Ausdruck „er sende dir Hilfe" wichtig: eine ältere Epoche hatte geglaubt, daß der Gott selber mit Israel in die Schlacht gehe; die spätere Zeit in ihrer Scheu, Gott allzusehr in die Dinge dieser Welt herab zu ziehen, milderte leise, indem sie sich vorstellte, daß Gott selber im Heiligtume bleibe, aber von Zion aus dem Heere da draußen die Hilfe sende.

Jahve gedenke — so fährt der Gesang fort — all der Speisopfer, die du gebracht hast, und deine Brandopfer mögen ihm fett erscheinen! „Speisopfer" sind (nach dem Sprachgebrauch der Priester von Jerusalem) Gaben von Cerealien; „Brandopfer" sind Tieropfer, bei denen das Tier der Gottheit ganz dargebracht wird, ohne daß die Menschen davon essen, also besonders großartige Opfer. Beide sind — wie wir wissen (2. Kön. 16, 15) — die regelmäßigen Opfer, gerade am Königstempel von Jerusalem. Das Fleisch schmeckt dem Hebräer am besten, wenn es fett ist: daher der naive Wunsch, Jahve möge das Opfer als fett, d. h. wohlgefällig anschauen. Das Gebet beruft sich auf die Opfer des Königs; aus ihnen soll Gott des Königs Frömmigkeit erkennen; speziell erinnert man Jahve, daß der Opfer so viele gewesen sind: die Voraussetzung ist, daß die Gottheit viele Gaben gern hat. Hier spricht sich also unbefangen der antike, auch in Israel volkstümliche Glaube aus, den die Propheten so bitter bekämpft haben. — So gebe er dir denn deines Herzens Wunsch! Charakteristisch für die Art des Liedes ist, daß der Dichter hier so unkonkret redet; er sagt es nicht, was der König eigentlich begehre; sondern ganz unbestimmt spricht er von seinen „Wünschen", seinem „Planen." Ja, er nennt im Folgenden nicht einmal die Feinde des Königs bei Namen. So unkonkret hat die hebräische Dichtkunst nicht immer gesprochen; aus den Resten der alten Lieder — man vergleiche vor allem das Klagelied Davids über Saul und Jonathan — sieht man, daß die alte Dichtkunst mitten ins Leben zu greifen verstand. So blaß aber wie dieser Psalm reden auch fast alle übrigen „Königspsalmen" (Psalm 45 ausgenommen) und die meisten der Psalmen überhaupt; ein deutliches Zeichen, daß diese Lieder nicht in die älteste Epoche gehören, sondern in eine schwächer gewordene Zeit, in der die Poesie sich scheu vor dem Leben zurückzog und die Dinge der Wirklichkeit nicht mehr mit Namen zu nennen vermochte.

Das Gebet schließt nach Art hebräischer Gebete mit einem Gelübde. Der ursprüngliche Sinn eines solchen Gelübdes ist, Gott für die Erfüllung des Wunsches zu gewinnen. Dem Sänger liegt es nahe, einen Dankpsalm zu geloben. So geloben die Sänger hier, wenn der König glücklich aus dem Kriege heimkehrt, seinem Gott das Danklied zu singen. Dann soll noch einmal eine Feier im Tempel gehalten werden wie diese heute, aber dann voller Dank und Preis!

Im zweiten Teil des Gedichtes setzt eine einzelne Stimme ein, und während der Psalm bisher gute Wünsche ausgesprochen hat, so verkündet die Stimme, die nun redet, eine Gewißheit. In der Zeit, da der Chor sang, ist über einen der Sänger der Geist gekommen; sein Ohr hat die geheime Stimme vernommen; und nun verkündet er in prophetischem Stil die göttliche Antwort. Daß auch der Sänger göttlicher Offenbarungen teilhaftig wird, war dem alten Israel nichts Unge-

wohntes (vgl. 2. Sam. 23, 2ff.) Dies Orakel aber ist hier: das Gebet ist erhört; Gott hilft dem Könige sicherlich! Das Orakel nennt den König „Gottes Gesalbten“, denn in diesem Titel liegt die Gewähr des göttlichen Schutzes. Den Gesalbten, d. h. durch Salbung mit heiligem Oel Geweihten, Geheiligten läßt die Gottheit nicht antasten. Den erhöret Gott; das werden die Thaten seiner Rechten zeigen! Uns interessiert dabei, daß es heißt, Gott erhöre ihn „vom Himmel her.“ Der Glaube, daß Gott im Himmel wohnt, steht in diesem Psalm wie auch sonst oft naiv neben dem, daß Gott in Zion weilt: diese alten Frommen, nicht gewohnt, über Religion nachzudenken, haben den Widerspruch beider Behauptungen gar nicht empfunden.

Eine neue Strophe begründet die Gewißheit der göttlichen Hilfe. Wie könnte es anders sein, als daß die Feinde stürzen und wir bestehen bleiben, haben doch die Feinde Nichts für sich als nur Rosse und Wagen, wir aber haben auf unsrer Seite „unsern Gott“! Es ist Kardinalüberzeugung israelitischer Religion, daß das „Fleisch“ Nichts ist gegen den „Geist“, daß Menschen Nichts ausrichten gegen Gott. Will also der israelitische Dichter sich deutlich machen, daß sein Volk, sein König gar nicht anders als siegen kann, so stellt er auf die heimische Seite den allmächtigen Gott, auf die fremde Seite nur Rosse und Wagen. Nun würde man sich sehr irren, wenn man diese Worte einfach prosaisch verstehen und glauben würde, der hier besungene König habe nicht für möglichst gute Ausrüstung der Truppen gesorgt, oder die Fremden hätten nicht die Gottheit, natürlich ihre Götter angerufen. Es spricht sich in solchen Worten die Großartigkeit israelitischer Religion aus, die allen Glauben, alle Begeisterung dem Einen, Jahve, zollt und die alle andern Götter zu ignorieren, alle weltlichen Hilfsmittel zu verachten vermag, zugleich aber auch eine Unart Israels, die tief in seinem Charakter und in dem Wesen seiner Religion begründet ist, wonach Israel geneigt ist, allzu eilfertig seine Sache der Sache Gottes gleichzusetzen und seinen Konflikt mit den Fremden in einen Kampf des wahren Gottes gegen die Menschen zu verwandeln. Die Verachtung alles Weltlichen, die der Psalm verkündigt, ist in Israel in prophetischen (Jes. 31, 3) und volkstümlichen (1. Sam. 17, 45) Kreisen zu Hause gewesen; daß sie hier auch am Hofe laut wird, darf uns wundern; es muß eine ganz bestimmte, eigentümliche Zeit gewesen sein, in der solcher „pietistischer“ Ton am Hofe gepflegt wurde: jedenfalls erst in der letzten Epoche des judäischen Königtums.

Zum Schluß setzt der Chor aufs neue ein, das Ganze abrundend durch erneute Fürbitte: Erhöre uns heute, laß deine Hilfe erscheinen, erfülle das Orakel, das du gegeben hast! Diese Art des Schlusses, ebenso Psalm 8, 10 und sonst, scheint also Stil gewesen zu sein.

In einer früheren Epoche der Psalmenerklärung ist auf diese Königslieder besondrer Accent gefallen, weil man sie „messianisch“ verstand; aber von einem großen kommenden Herrscher ist in diesen Psalmen nicht die Rede; der „König“ des Psalmes ist der gegenwärtig regierende König. Auch sind diese Königspsalmen viel weniger für Israel charakteristisch, als man wohl glauben mag. In jedem antiken Königsstaat hat man den König als Auserwählten der Gottheit bewundert und, um ihn in seiner exponierten Stellung zu schützen, als Geweihten der Gottheit betrachtet. Und Königsgebete wie Königsorakel hat es sicherlich in allen Königsheiligtümern des alten Orients gegeben. Wir kennen noch den Psalm des Asurbanipal, Königs von Assur (deutsch von A. Jeremias in Roschers Lexikon der Mythologie 3 S. 61ff.), wo der assyrische König dem Gott Nebo versichert, wie er sein Vertrauen ganz allein auf ihn setze, und ihn anfleht: Verlaß mich nicht in Mitten meiner Feinde! Der Gott aber antwortet ihm dann durch den Mund seines Priesters, daß sein Gebet erhört sei: Ich will dich schützen in alle Ewigkeit, deine Füße sollen nicht erlahmen, deine Hände nicht ermatten; deine Feinde sollen vergehen wie Salz vor dem Wasser; weil du mir vertraust und in der Versammlung aller Götter mein Lob verkündest. — Auch hier also der eigentümliche Wechsel zwischen der Stimme des Gebets und dem göttlichen Orakel, der auch für Psalm 20 charakteristisch ist. Der große Unterschied zwischen dem assyrischen und dem israelitischen Gedicht besteht vor allem darin, daß jenes den Polytheismus voraussetzt.

Wir haben alle Ursache, des würdigen Tons des biblischen Psalms uns zu freuen. Obwohl das Gedicht in Gegenwart des Königs und von Männern, die vom Tische des Königs essen, gesungen ist, enthält es keinen Lobspruch, keine Schmeichelei; der König ist dem Sänger nicht das Höchste, sondern er kennt den, der mehr ist als ein König, und er giebt Gott allein die Ehre: das Siegeslied, das er verheißt, soll Gott und Gottes „Hilfe“ preisen. Deutlich ist es also die Frömmigkeit, die den Dichter davor bewahrt, den König zu sehr zu verherrlichen. Dieser Ton ist im Allgemeinen der der im Psalter erhaltenen Königslieder; auch Psalm 21. 72. 110. 2 verherrlichen nicht oder wenigstens nicht in erster Linie den König, sondern den Gott, der ihn schützt und segnet; ein etwas andrer, „heidnischerer“ Ton erklingt in dem sehr archaistischen Liede Psalm 45. Die Königsvergötterung, die im alten Orient seit Urzeit zu Hause war, ist diesen Frommen sicherlich ein Greuel gewesen.

Auch die Frommen unsrer Tage fühlen sich mit gutem Recht gedrungen, mit dem Psalmisten für den König zu beten, daß der Allmächtige ihn in seinem hohen gefahrvollen Amte schirme; in einem monarchischen Staate kann der Christ nicht anders als königstreu sein. Aber zugleich werden die Frommen gut thun, von jener Stimmung der israelitischen Sänger zu lernen, wonach sie die Anbetung Gottes und die schuldige Verehrung des Königs wohl unterscheiden: Religion ist unendlich viel mehr als Königstreue. Gunkel

---

Der Grundtvigianismus

3

Bischof Martensen sagt von diesen Aeußerungen Lessings, „diesem Grundtvigianismus vor Grundtvig“, daß „es schwer sei, mit Sicherheit zu sagen, was in ihnen Lessing Ernst gewesen sei und was er nur versuchsweise und paradox-dialektisch geäußert habe, um den Schrifttheologen Ungelegenheiten zu bereiten.“

Wäre nun Grundtvig ein trockner, quasiwissenschaftlicher Theologus gewesen, der ohne weiteres die Lessingschen Aeußerungen für gute Münze genommen und daraus für die dänische Kirche Kapital zu schlagen gesucht hätte, so könnte mit Recht gesagt werden, daß er mit fremdem Kalbe gepflügt habe. Aber auch Martensen hat das nicht zu behaupten gewagt.

Ohne die Unmöglichkeit behaupten zu wollen, daß zwei die gleiche Entdeckung machen können, erkläre ich mir die Sache ungefähr so. Natürlich hat Grundtvig den Streit zwischen Lessing und Göze gekannt; er war für ihn geradezu ein kirchengeschichtliches Ereignis gewesen; seine Begabung für Geschichte und Dichtkunst hatte da Stoff genug gefunden; sein Interesse für die großen, verhängnisvollen Ursprünge war in beständiger Bewegung (das war ja eine Sache, bei der Etwas herauskommen mußte!) und ganz besonders war sein poetisch-religiöses Interesse für die Anfänge der Kirchengeschichte geweckt, die noch keinen biblischen Kanon hatten, sondern unter der Führung des berühmten Kirchenvaters Irenäus und des noch berühmteren Tertullian in dem ehrwürdigen apostolischen Symbolum Nahrung, Stärke und Richtschnur suchten. Gewißlich ist er nun weit davon entfernt gewesen, etwa in sein Notizbuch zu schreiben: „Von diesen beiden kann und will ich Gebrauch machen, namentlich von den Lessingschen Gedanken über die Regula fidei, die ja ein geistliches Samenkorn von unberechenbarem, verheißungsreichem Werte ist“ oder Aehnliches. Aber daß dagegen der empfangene Eindruck wirklich ein Samenkorn in Grundtvigs eigner geistlichen Entwickelung geworden und ein daraus erwachsener Vorstellungskreis durch Einwirkung der ihn umgebenden geistlichen Verhältnisse zur Entfaltung gekommen ist, das ist eine andere Sache.

Es ist, wie bereits gesagt, hier nicht unsere Absicht, nähere Rechenschaft über dieses Schiboleth zu geben. Den besten Beweis für die Richtigkeit meiner kurz dargelegten Auffassung,

über Grundtvigs Verhältnis als Dichter und Theologe zu demselben dürfte die Folgezeit vollständig geliefert haben, indem es Thatsache ist, daß die jüngere Grundtvigsche Schule die „unvergleichliche Entdeckung“ nicht festgehalten hat. Wie bekannt fand der Grundtvigianismus grade wegen dieses Schiboleth in Deutschland keinen Eingang, obwohl Delbrück einen Versuch machte; denn die Lessingsche Position ließ sich in keiner Weise verteidigen. Auch in Norwegen haben die Grundtvigschen Gedanken nicht den Eingang gefunden, den sie verdienen, zum Teil aus dem gleichen Grunde, indem der gelehrte Professor Caspari ihre geschichtliche Unhaltbarkeit glänzend beleuchtet hat und Professor Lyngs in vieler Beziehung verdienstliche Schrift nicht viel gelesen wurde. Die in der letzteren sinnreich durchgeführte, logische, folgenschwere Constructio a priori war nicht nach dem Geschmack der norwegischen Christen.*)

Zwei Zwischen- oder Uebergangsgestalten, die beide gleichzeitig bewußt von der „unvergleichlichen Entdeckung“ Abstand genommen, aber die Grundtvigschen Gedanken um ihres mehr und mehr zu Tage tretenden Segens willen von deren zweitem später darzulegenden Gesichtspunkt aus verwertet haben, will ich hier nur nennen.

Der Däne Morten Pontoppidan, der während mehrerer Jahre eine viel gelesene, wertvolle Zeitschrift „Freies Zeugnis“ herausgegeben hat, begründet in ihr (5. Jahrgang, 1897) in einem schönen, geist- und liebevollen Aufsatz seinen schon zehn Jahre früher vollzogenen Bruch mit dem Grundtvigianismus, soweit dessen Conditio sine qua non die „unvergleichliche Entdeckung“ der Glaubensregel als des kurzen lebendigen Wortes aus dem Munde des Herrn sei, folgendermaßen: „Die Zeit kam, wo ich entdeckte, daß ich bei Grundtvig zwar der biblischen Buchstabentyrannei entgangen war, dafür aber die härtere und schwerere des Glaubensbekenntnisses eingetauscht hatte.“ — Der Norweger Christopher Bruun, einer der hervorragendsten norwegischen Geistlichen, gab in den Jahren 1884—88 als Vorsteher einer von ihm gegründeten Volkshochschule in Guldbrandsdalen die Zeitschrift „Für freigesinntes Christentum“ heraus, — ein kirchlicher Litteraturschatz, reich an kühnen Fermenten verschiedener Richtung, in erquicklich frischer und ethischer Darstellung. In einer prächtigen kleinen Abhandlung (2. Jahrgang Nr. 13, 14) „Grundtvig“, in der er sich besonders gegen die pietistische und orthodoxistische Engherzigkeit wendet, sagt Bruun nach Erwähnung der absonderlichen Stellung Grundtvigs zum Glaubensbekenntnis: „Es dürfte Grundtvig wie auch anderen großen Entdeckern gegangen sein; er hat seine Entdeckung auf die Spitze getrieben und ihr einen höheren Wert beigelegt, als sie verdient.“

4

Der zweite Satz, von welchem gesagt werden kann, daß Grundtvig von der lutherischen Lehre, wie sie gäng und gäbe ist, abgewichen sei, kann (vrgl. Bruun) so formuliert werden: „Der Mensch wird nicht ohne alle Spur von Gott in sich geboren, es ist noch ein Rest von Gottes Ebenbild übrig, zu welchem er ursprünglich geschaffen war.“

Das ist gewiß nichts Neues, und es hat auch in Deutschland diese Lehre unter bedeutenden Theologen (Beck in Tübingen) anerkanntes Bürgerrecht. Aber der mächtige Geist Grundtvigs hat eine erstaunliche Kraft in seiner Verwertung entfaltet. Und hier ist es nicht der Dichter, welcher über den christlichen Theologen und gläubigen Christen siegt; es ist die ganze Gestalt aus einem Geist.

Da meine Auffassung der von Bruun hier am nächsten steht, will ich, um deutschen Lesern ein zuverlässiges Bild von dieser für die ganze lutherische Kirche so überaus wichtigen und folgenreichen, von Grundtvig ausgehenden Geistesrichtung zu geben, von einer Frage Bruuns meinen Ausgang nehmen. Nachdem er die besonders hervortretenden Züge in den Anhängern Grundtvigs erwähnt hat, ihren Eifer für alles Irdische und Menschliche, wenn es wirklich gut ist, ihre warme Vaterlandsliebe und, damit zusammenhangend, ihren Sinn für die väterlichen Erinnerungen, ihr lebhaftes Interesse für Dichtkunst und Politik, ihre großen opferfreudigen Verdienste um die Volksaufklärung, ihre persönliche Liebenswürdigkeit, ihren innigen Verkehr unter einander, ihre Armut an äußeren Gütern, aber ihren Reichtum an Geist und Herzlichkeit, ihre Offenheit für allgemeine Fragen und für die großen Gedanken aller Zeiten — sagt er schön und treffend: „Das, was sie in Stand setzt, ein solches Menschenleben zu führen, ist nichts Anderes, als daß sie sonntäglich ein Wort hören, welches sie wirklich gut macht“, mit einem Worte „es ist die Verkündigung des Christentums, welche Gott in Dänemark durch seinen Diener Grundtvig erweckt hat, sie ist das, was das Ganze trägt.“ Und darauf wirft Bruun die Frage auf: „Was ist es denn um diese Predigt in der Grundtvigschen Kirche, das sie in den Stand setzt, so große Dinge auszurichten?“ Diese Frage will ich zu beantworten suchen, und ich hoffe, dadurch den wirklich zukunftsreichen Inhalt aller neuen Bestrebungen im Grundtvigianismus aufzuzeigen. Bruuns eigene Antwort ist keineswegs genügend, gewiß auch für ihn selbst nicht, da er erklärt, daß er nicht sicher sei, ob seine Antwort die Sache erledige. Nach Bruuns Ansicht sind es drei Stücke, welche hier zur Erklärung vorliegen: „1) Die Grundtvigschen Prediger, selbst die theologisch schwächeren, beachten mit großer Innigkeit das Grundgesetz des Geistes, daß alle Verkündigung auf Selbsterfahrung gegründet werden muß. Darum hat ihre Predigt die gotterfüllte, zuversichtliche und herzüberwindende Kraft. 2) Sie hat mit besondrer Innigkeit das Evangelium ergriffen, läßt das Gesetz zurücktreten. Aber die reiche Erfahrung von den ewigen Kräften der christlichen Liebe und Freude hat sie wiederum gelehrt, daß weiche Herzen in der Gemeinde Leben schaffen und sie von einer Tugend zur andern führen. 3) Es liegt in der Grundtvigschen Gedankenrichtung eine ganz andere Stellung als in der lutherischen Theologie zu den die Gemeinden zur Zeit bewegenden Fragen. Ein Zug zur Erhebung aus den niederen Gemeindezuständen geht durch das ganze Grundtvigsche Christentum im Verein mit dem Besten in der Geistesarbeit der Gegenwart.“

Ich bin infolge sehr eingehender, durch Studien und persönlichen Umgang erworbener Kenntnis des Grundtvigianismus mehr und mehr überzeugt worden, daß Bruun mit Recht eine solche Sprache führt, daß es mit diesen drei Punkten seine Richtigkeit hat; auch ist das schöne und innige Einzel- und Gemeinschaftsleben der Anhänger Grundtvigs wohl geeignet, Unbeteiligten auf die Frage nach der überwältigenden Wirkung der Grundtvigschen Predigtweise Bescheid zu geben. Aber eine genügende Erklärung der tiefsten Quellen dieser Wirkung giebt das alles nicht. Man hat hierin nur die äußere Erscheinung der hinter der Predigt liegenden Eigenschaften, nicht eine Rechenschaft über die letzteren selbst. Kurz zuvor hat Bruun gesagt, jene Quelle sei nicht in der Grundtvigschen Behauptung von der Entstehung des Glaubensbekenntnisses zu suchen, und darin hat er gewiß Recht. Wenn er aber dann fortfährt: „Es ist auch nicht die Lehre von der noch nicht vollständig verlorenen Gottesebenbildlichkeit im Menschen“, so hat er nicht Recht. Vielmehr ist die Quelle für die der Grundtvigschen Strömung, insbesondere ihrer Predigt, innewohnende Lebenskraft grade hier zu suchen.

5

Wir erinnern uns an die Antwort Grundtvigs an Professor Marheineke, daß der Hauptgegensatz für ihn der von Leben und Tod sei, und dieser war nach Grundtvig keineswegs zuerst begrifflich zu fassen. Der Gegensatz, den er im Auge hatte, war der im Leben des Menschen vorhandene, derjenige, welchen er in seinem eigenen Leben fühlte. Es war nun natürlich, daß er sich immer und immer wieder in die Untersuchung vertiefte, was dieses Leben im Gegensatz zum Tode „existenziell

*) Wen es interessieren sollte, die Sache Grundtvigs weiter zu verfolgen, den möchte ich auch auf meines verstorbenen Vaters deutsch erschienene Schrift „Die Denkrichtungen neuerer Zeit“, Bonn 1879, aufmerksam machen; doch ist auch bei ihm, wie bei Martensen, die verhängnisvolle Einseitigkeit begangen, daß die unverwelklichen Verdienste des wahren Grundtvigianismus verschwiegen werden.

sei“. Wie er nun diese Untersuchung getrieben hat und wie er zu seinem Ergebnis gekommen ist, weiß ich nicht; aber vor allem hat er wohl sich selbst untersucht, und danach die Bibel. Vielleicht hat er ungefähr so gedacht: Es ist eine Thatsache, daß ich zwischen Gut und Böse unterscheiden kann; bin ich aber dazu im Stande, so kann ich nicht ganz böse sein, denn, wohl zu merken, ich fühle mich vom Guten angezogen und bin glücklich nur in Gemeinschaft mit den Guten, ich weiß es als Thatsache in meinem Innern, daß ich das Böse hasse, wenn es auch oft so aussieht, als liebte ich es. Aber in diesem Falle täusche ich mich selbst, täusche mein innerstes Leben, mein Vermögen zu lieben, meine Liebe zur Wahrheit. Mein innerstes Leben ist seinem Wesen nach Liebe zur Wahrheit, diese ist meines Lebens Leben; was mich zum Bösen zieht, kann nicht meine eigentliche Menschennatur sein, sondern ist Unnatur und gehört dem Tode zu. Das ist der Gegensatz, auf den es mir ankommt, der zwischen Leben und Tod, zwischen Menschlichkeit und Widermenschlichkeit. Aber ich bin ja in der christlichen Kirche getauft und erzogen! Kommt es vielleicht daher, daß ich nicht mehr böse bin? Wie steht es denn mit dem Menschen außerhalb der christlichen Kirche? Gewiß, trotz des unermeßlichen Unterschieds zwischen getauften Christen (wenn es wirkliche Christen sind) und den ungetauften Heiden, beweist doch die Geschichte, daß trotz aller Unterschiede dasselbe auch außerhalb des Christentums der Fall ist. So angesehen muß gesagt werden, daß der ehrwürdige Kirchenvater Augustin furchtbar einseitig gewesen ist, als er die Tugenden der Heiden glänzende Laster nannte, und diese Einseitigkeit hat schwere Folgen gehabt. Augustin beachtete nicht, daß das innerste Leben, die Fähigkeit zu lieben, allen Menschen eigen ist, daß es, obwohl dies Leben noch kann verleugnet werden, doch das wahrhaft Menschliche ist, das, was den Menschen zum Menschen macht und ihn von allen anderen Geschöpfen unterscheidet. Die Liebe zur Wahrheit, die Fähigkeit zu lieben? Ist es unrichtig, wenn ich sage: Das ist ja der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens!? Und sagt nicht das alte Gottesbuch, daß wir nach seinem Bilde und zu seiner Aehnlichkeit geschaffen sind? Daß er uns den Geist des Lebens eingehaucht hat, den Geist seines Lebens?

So muß es ja wohl wahr sein, daß trotz des Sündenfalls und alles Andern noch ein Rest von diesem Gottesleben in uns ist, daß dieses Leben in uns, welches den Gegensatz zum Tode bildet, auch jetzt noch unseres Lebens Leben ist, und daß dieses Gottesleben sich kund giebt in der Liebe zur Wahrheit, in dem Verlangen, der Sehnsucht nach ihr. David (obschon er nicht getauft war) kannte Gott und sich selbst genug, als der 8. Psalm durch seine Seele rauschte, und Paulus handelte ebenso, als er sich vor den Bürgern von Athen auf den heidnischen Dichter berief: „Wir sind seines Geschlechts“, möge Augustin noch so stark widersprechen.

Ich bin, wie gesagt, in Grundtvigs eignen und seiner Anhänger Schriften nicht so bewandert, daß ich zu behaupten wagen dürfte, so und nicht anders sei die Untersuchung von Grundtvig unternommen und das Ergebnis zustande gekommen. Aber die Meinung des Grundtvigianismus ist es. Vielleicht hat Grundtvig seinen Beweis auch von der Taufe als dem Beginn des Christenlebens hergenommen, da sie ja eine Unmöglichkeit sein würde, wenn sie nicht einen Anknüpfungspunkt im menschlichen Wesen hätte, den man auch wohl das „Glaubensverlangen“ genannt hat.

Wie dem auch sei, dieses wichtige Stück der Grundtvigschen Richtung ist nicht ein Sondererzeugnis seines Dichtergeistes, ist auch nicht mehr oder minder metaphysischer Art, sondern wahrhaftes Leben von Grundtvigs Leben und, füge ich hinzu, Licht von Grundtvigs Licht.

Indessen hat diese Auffassung auch ihre großen Gefahren. Und es kann und darf nicht geleugnet werden, daß sie bei manchen seiner Anhänger auch in ihrem äußeren Auftreten bedenkliche Spuren davon zeigt. Namentlich habe ich im Auge die leicht verständliche, aber darum nicht entschuldigte Thatsache, daß da das Aesthetische, oder, was noch schlimmer ist, das ästhetisch Gefärbte sich in hohem Grade geltend gemacht hat. Man hat sich in seine in der Göttlichkeit festgegründete reine

Menschheit verrannt, man hat im Gefühl seines Rechts gegen die trocknen Behauptungen des Orthodoxismus und gegen die kläglichen Winseleien des Pietismus die Erfahrung, nicht bloß schlecht zu sein, überschätzt und in fröhlicher Begeisterung den Anblick seiner eignen unbefleckten Idealnatur genossen. Mit scheelem Seitenblick auf Andere, welche nicht zu solchem Anblick gelangt sind, hat man in gewissen Kreisen das Auge von der Sünde und dem Tode abgewandt.

Das hat sich denn leider als die Hauptgefahr des Grundtvigianismus erwiesen. Man hat sich gegen die ernste Thatsache verblendet, daß gerade der Blick auf jenes Schönheitsideal uns Sünde und Tod in ihrer Häßlichkeit und Entsetzlichkeit erkennen läßt; man hat mit jenem schönen Bilde Abgötterei getrieben und vergessen, daß dessen Wahrheitsgehalt auf dem Gott ruht, der die Sünde haßt, weil er die Liebe ist. Nicht als ob solche Grundtvigianer sich draußen im Leben als gröbere Sünder erwiesen hätten als Andere; weit gefehlt, denn die stete Anschauung des Ideals hielt die Leute aufrecht. Aber die Kraft ihrer innern Sündenerkenntnis wird leicht abgestumpft, und das rächt sich, wenn auch nicht nach außen, so doch innerlich, so daß auch die Freude über die ideale Menschheit ihre Kraft verliert. Und so verfällt man denn auf mehr oder minder geisterfüllte, aber auch mehr oder minder stereotype Phrasen und auf einen unter solchen Phrasen verhüllten lächelnden geistlichen Hochmut, welcher bald schlimmer wird als die dürre Hartnäckigkeit des Orthodoxismus und das Thränengewinsel des Pietismus. Und so kann es dahin kommen, daß der Grundtvigianismus immer heiter ist (weshalb man ihm auch den unheimlichen Namen des „fröhlichen Christentums“ gegeben hat), der Pietismus immer trübe — beide aber sind schließlich in Hochmut verfallen.

Und doch hätte der Grundtvigianismus kraft seines Blicks auf die Gottebenbildlichkeit grade nach seinem Ideal „betrübt und doch fröhlich“ einen heilsamen Einfluß auf andere Richtungen innerhalb des Christentums üben können und sollen. Das wird er allerdings auch im Wesentlichen erreicht oder, richtiger gesagt, dazu sich in steter Annäherung befunden haben; sonst hätte er sich nicht als ein so lebenstüchtiges und auch verheißungsvolles Gewächs erweisen können bis heute. Denn es sind ja keineswegs alle Anhänger Grundtvigs dieser Versuchung unterlegen, weder unter den älteren, noch weniger unter den jüngeren. Als ich das erste Mal Veranlassung hatte, mich in Dänemark mit dem Grundtvigianismus, gegen den ich von Hause aus ein großes Vorurteil hegte, bekannt zu machen, und mit einem älteren Grundtvigschen Lehrer über die berüchtigte Phraseologie unter den Anhängern Grundtvigs sprach, sagte er: „Ja, das war eine sehr gefährliche Kinderkrankheit; aber über die sind wir mit Gottes Hilfe hinweggekommen“; und der Mann hatte Recht und wird, wenn Alles so weiter geht, wie es jetzt aussieht, immer noch mehr Recht behalten.

Wenn man nun sich vorzustellen versucht, welche Goldgrube sich da für die Predigt eröffnen mußte, wo die erfahrene Gewißheit von der Gottebenbildlichkeit, die Taufe und das christliche Leben zusammenwirken, wenn man sich erinnert, daß dies für Grundtvig und seine Anhänger unter den Geistlichen, selbst für die dürftig Begabten unter ihnen, eine Sache der Ergriffenheit auf Leben und Tod sein mußte, eine Ausströmung aus der Quelle des neuen Lebens, nicht wahr, da versteht man leicht, wie die Predigt in der Grundtvigschen Kirche so große Dinge ausrichten konnte; da ist Bruuns Frage beantwortet und die Erklärung zu den von ihm aufgestellten drei Punkten gegeben. Denn daß eine auf solchem Grunde ruhende Predigt unter den Hörern, welche durch sie ihr eigenes inneres Selbst erkannten, emporkommen konnte, und so eine Gemeinde, wie die von Bruun geschilderte, gesammelt wurde, läßt sich glücklicherweise zu Gottes Ehre verstehen. Wenn Prediger und Gemeinde ein so herrliches Geheimnis mit einander besitzen, so muß ein warm abgelegtes Zeugnis von Sünde und Gnade herrliche Dinge ausrichten können. Die Früchte davon müssen sich zunächst nicht in der Dogmatik und Theologie, sondern draußen im thätigen Leben zeigen, zur Ueberwindung alles dessen, was nicht dem Leben, sondern dem Tode gehört.

6

Bruun hat über das im vorigen Kapitel behandelte zweite Hauptstück im Grundtvigianismus nur gesagt, „daß die Frage nicht leicht zu lösen sei und daß er an seinem Teil mit ihr nicht fertig werden könne." Und wahrlich, ein so schlichter und kräftiger Ausdruck von Gründlichkeit und Ehrlichkeit passen gut zu der Tiefe und dem Ernst dieser verheißungsreichen Sache. Auch der Grundtvigianismus ist mit diesem reichen Schatz nicht fertig geworden, weder mit dessen geistiger Durchdringung noch mit dessen Anwendung nach außen, und er wird hoffentlich auch nie damit fertig werden. Bildete er sich je ein, es erreicht zu haben, so würde er damit nur kundgeben, daß er die ihm innewohnenden reichen Wahrheitskräfte nicht richtig ergriffen und ausgenutzt hat, und dann wäre es vorbei mit seiner Aufgabe, in der Entwickelung der lutherischen Kirche ein Sauerteig zu sein. Denn die Erkenntnis der Ebenbildlichkeit Gottes und die Ausnutzung der dieser Erkenntnis innewohnenden Fülle sittlicher Antriebe ist eben sein eigenstes ideales Selbst. Dieses hat nicht allein alle die sittliche und Lebens-Tüchtigkeit in der Grundtvigschen Kirche und Gemeinde hervorgebracht und ausgebildet und dadurch Aufklärung und frisches Salz in weiten Kreisen ringsum ausgestreut, sondern seine theoretische und praktische Bearbeitung ist bis auf diesen Tag sein eigenstes treibendes Wachstumsprinzip gewesen. Es kann wohl geschehen, und ich möchte es innig wünschen, daß der Grundtvigianismus einmal überflüssig wird, aber nicht so, daß es mit ihm auf die oben angedeutete Weise zu Ende ginge, sondern so, daß die Lehre von der Gottebenbildlichkeit des Menschen allmählich in unsrer lutherischen Kirche verarbeitet und deren leitende Grundtriebkraft werde. Alle seine Besonderheiten würden dann von selbst vertrocknen, und die Richtung, welche das Glück und die Gnade hätte, ein kräftig und innig verbindendes Gemeindeprinzip darzustellen und für dasselbe Eingang zu finden, müßte sich glücklich fühlen, die „Einschmelzung" der Liebe in die menschliche Seite des in der Kirche wirkenden Gemeingeistes an sich selbst zu erfahren.

Vorläufig hat der arbeitende Grundtvigianismus sich verständigerweise mit seiner praktischen Durchbildung beschäftigt, während er die Lehre von der Glaubensregel nicht weiter verfolgt hat. Doch muß man dankbar anerkennen, daß der Eifer, mit welchem diese Verirrung behandelt worden ist, jedenfalls dazu beigetragen hat, die ernste Aufmerksamkeit auf dieses ehrwürdige Gemeinschaftszeichen für den Glauben und das Bekenntnis der Christen zu lenken. Dagegen ist hier, bei der praktischen Durchbildung, offenbar die Erkenntnis der Gottebenbildlichkeit, richtiger die dieser Erkenntnis innewohnende Triebkraft die eigentliche tragende Macht gewesen. Das fest gegründete Recht, mit welchem ein ehrlicher Grundtvigianer nicht nur sprechen kann: Homo sum et humani nil a me alienum puto, sondern auch hinzufügen: Omne humanum mihi carissimum est, mit andern Worten: eine in der idealen Ewigkeitsseite begründete christliche Humanität ist der ethische Grundfaktor, mit welchem der Grundtvigianismus draußen im Gemeindeleben der lutherischen Kirche arbeitet.

Weiter als diesen Grundfaktor zu liefern ist seine theoretische Arbeit nicht gekommen. Der Hauptgegenstand für diese seine Arbeit ist bis jetzt die Frage gewesen: Was ist in Wahrheit unter der wahren Menschlichkeit zu verstehen, und wie soll das gefundene Verständnis ausgenutzt werden? Und was dabei gefunden worden, ist nicht allein das praktische Ergebnis für das Gemeindeleben, von dem ich gleich reden will, sondern vor allem der zu Grunde liegende, neue, vielversprechende Ausblick auf den Inhalt des Glaubensbekenntnisses und seine lebendige Aneignung (ohne Rücksicht auf seine vermeintliche Herkunft). Während der Orthodoxismus an dem ersten Artikel, der ohne Weiteres geglaubt werden soll, nur eine Anzahl wohlklingender Wörter hat, haben der Supranaturalismus und Pietismus wohl bisweilen Gebrauch davon gemacht, daß Gott der Schöpfer des Himmels sei, aber zugleich den sehr verhängnisvollen Fehler begangen, die so ungeheuer wichtige Wahrheit zu vergessen, ja unter den Tisch zu werfen, daß er nach demselben Artikel auch Schöpfer der Erde ist. Hier hat der Grundtvigianismus zu unberechenbarem Segen eingegriffen und bei den Seinen eine freudige, sittlich kraftvolle Ueberzeugung von ihrer Aufgabe nach Gottes Befehl „sich die Erde unterthan zu machen" gebildet, und hat diese ungeheuer wichtige Sache auch zur allgemeinen Diskussion gebracht. Demnächst ist er auf Grund des zweiten Artikels der unitaristischen, in Naturalismus versunkenen Irrlehre von Christo als einem bloßen Menschen und dem pietistischen einseitigen Blick auf Christi Gottheit (so einseitig, daß seine Menschheit oft zu einem Schatten verflüchtigt wird) entgegengetreten. Für den Grundtvigschen Standpunkt steht Christus gerade als Gottes Ebenbild selbst da, als der Ewigkeitstypus für das wahre Menschenwesen, von dem der lebendige Abglanz die innerste, ewige Lebenskraft eines jeden Menschen bildet; Christus allein kann daher auch aus ideal religiöser Vollkommenheit sprechen: „Alles Menschliche ist mir teuer" und diese Ewigkeitskraft der Wahrheit in seinem Leben kund geben, während sein Tod, als der eines einzelnen Menschen, zur Auferstehung dieser Wahrheit zu allgemeiner Giltigkeit und dadurch zum Trost und zur Willensstärkung der arbeitenden Menschheit wird, zum Sauerteig, der alles Menschliche durchdringen soll und dies auch kann, weil der innerste Lebensgrund der Menschheit auch gottebenbildlich ist. Darin kommt Christus in sein Eigentum, und daher kann der Mensch sich sein eignes irdisches Wesen unterthan machen, wirklich frei werden und mit Freudigkeit die Macht der Sünde und des Todes überwinden, „den Tod in den Sieg verschlingen," durch „Einschmelzung" der gottebenbildlichen Menschheit in Christus, entsprechend ihrer ewigen Bestimmung. Dies und was damit zusammenhängt, ist nach dem zweiten Artikel zu glauben. Das ist im vollsten Sinne persönliches, lebendiges Christentum. Und es ist klar, daß erst eine solche Stellung zum ersten und zweiten Artikel den Weg zu einem richtigen Verständnis des dritten Artikels bahnen kann. Hier tappt aber auch die Grundtvigsche Richtung nur erst nach, mit Ausnahme dessen, was zur Gewinnung eines festen Kirchenbegriffs gethan ist, und was, namentlich von Grundtvig selbst, zu einer kräftigen christlichen Auffassung der Philosophie der Geschichte vorliegt. Hierüber, namentlich über den Kirchen- und den damit zusammenhängenden Sakramentsbegriff Grundtvigs wäre Viel zu sagen, sowohl zur Erläuterung als zu kritischen Bemerkungen für und wider. Allein ich will zum Schluß nur noch auf zwei wichtige Arbeitsgebiete hinweisen, auf denen die Grundtvigsche Richtung sich zur Zeit bethätigt.

7

Ich blicke zuerst auf die Volkshochschulen. Ohne hier auf ihre Einrichtung und Thätigkeit, gegen die Manches gesagt werden könnte, einzugehen, will ich nur auf zwei wesentliche Punkte für ihre Thätigkeit hinweisen, um so mehr, als ich wohl annehmen muß, daß sie in Deutschland vorherrschend ungünstig beurteilt werden. Das Erste ist, was ich das persönliche, lebendige Christentum genannt habe. Alles Menschliche soll durch die treibenden Wahrheits- und Liebeskräfte des Christentums möglichst wahrhaft vermenschlicht werden. Die ganze Arbeit wird in und mit unerschütterlichem christlichen Vertrauen getrieben. Zweitens die Thatsache, daß das dänische Volk vermeintlich das aufgeklärteste in der Welt sei, ist vor allem die Veranlassung zur Errichtung der Volkshochschulen.

Die zweite Hauptsache ist die von den Volkshochschulen der Grundtvigschen Richtung ausgegangene Arbeit für das dänische Volk in seinen täglichen Geschäften, besonders mit Rücksicht auf den Ackerbau. Man hat als eine Art Senker der Volkshochschulen kleine, freiwillige, für das nächste praktische Bedürfnis eingerichtete Ackerbauschulen errichtet, in denen die Zöglinge der Volkshochschulen in ausdrücklicher geistiger Verbindung mit diesen ausgebildet und besonders die denselben zu Grunde liegenden sittlichen Grundsätze gepflegt werden. Sie haben aus sich selbst die Blüte des dänischen Bauernstandes erzeugt, so daß man da die ökonomischen Vorteile des Zusammenschlusses zum Gedeihen praktischer Zwecke versteht und benutzt und sich ihrer freut. Damit wird

nach und nach erreicht, daß das dänische Volk mit gutem Gewissen einen gesunden, mit gegenseitigem Entgegenkommen verbundenen Wohlstand genießen kann, in Wahrheit ein unberechenbar wertvoller Segen für das Volk; denn ein gewisses Maß von ökonomischem Wohlstand ist eine unentbehrliche Bedingung für das Gedeihen und das Wachstum auch der geistigen Bildung. Das hat die Grundtvigsche Richtung bisher geübt und wird es weiter üben, auf dem Grunde ihrer Stellung zum ersten Artikel, gestützt von persönlichem, lebendigen Christentum. Und so dürfte solche Arbeit fortgesetzt werden nicht allein zu des dänischen Volkes weiterem gesunden, geistigen und materiellen Gedeihen, sondern auch als unschätzbare Vorbereitung dazu, daß die Grundtvigsche Richtung als Richtung aufhören könne. Ich kann mir die Freude nicht versagen, in diesem Zusammenhange zu erzählen, was bei einer großen geselligen Zusammenkunft in Jütland geschah, in der ich zufällig zugegen war. Das Fest bildete den Schluß einer Viehausstellung, und daher herrschten die materiellen Interessen vor. Da indessen ein Redner aus der Großstadt Kopenhagen die Blüte derselben allzusehr hervorhob, erhob sich einer von den Direktoren der Ausstellung, selbst Aussteller, dazu Mitglied des Reichstags, warnte mit kurzen, aber kräftigen Worten vor der Gefahr, sich in die materiellen Interessen zu verlieren, und gab eine kühn zermalmende Kritik der Helden des Naturalismus in der großen Stadt, die in ihrem Uebermut das Volk in den Sumpf der Lüsternheit und Fäulnis zu ziehen suchten; er betonte mit leuchtendem Auge und kräftigem Wort die Notwendigkeit wahrer und gesunder christlicher Aufklärung als der unentbehrlichen Grundlage für das gesunde und segensreiche materielle Gedeihen. Er war ein Zögling zuerst der Volkshochschule, sodann der Ackerbauschule gewesen.

Indem ich diesen Artikel schließe, wiederhole ich, daß ich selbst nicht Grundtvigianer bin, namentlich wegen des nach meiner Auffassung unklaren, aber anspruchsvollen Freiheitsbegriffs, der sich in kirchlicher und pädagogischer Hinsicht in bedenklicher Weise geltend macht, wie ich auch die Lehre von der Entstehung des Glaubensbekenntnisses verwerfe. Aber seine Grundrichtung auf die menschliche Gottebenbildlichkeit teile ich von ganzem Herzen mit freudigem Dank gegen Grundtvig und gegen Gott den Herrn. Olaf Peder Monrad

---

Der Evangelisch-soziale Kongreß in Braunschweig

2

Von allen Verhandlungen in Braunschweig nahm ohne Zweifel der Vortrag von Pastor Dörries in Hannover-Klefeld am ersten Kongreßtag das allgemeinste und größte Interesse für sich in Anspruch. Das Thema: Die Erziehungspflicht der Kirchgemeinden gegenüber sozialen Mißständen wandelte sich dem Referenten um in die Frage, ob eine direkte soziale Thätigkeit der Kirchgemeinden überhaupt möglich und wünschenswert sei, und diese Frage beantwortete er in seiner ersten These verneinend: die Kirchengemeinde ist zur direkten Bekämpfung der sozialen Mißstände durchaus ungeeignet.

Schon ihre Zusammensetzung verbietet eine erfolgreiche soziale Aktion. Die Kirchensteuerliste und die Wählerliste, in denen doch nur die Wohlhabenderen verzeichnet sind, die halten die Gemeindeglieder zusammen. Wirkliche Gemeinden bestehen gar nicht; der stete Wechsel im Personenstand, der durch die Freizügigkeit bedingt und ermöglicht ist, macht ihre Existenz dauernd unmöglich. Nicht einmal die Bewohner desselben Hauses kennen sich, von den sozialen Mißständen weiß man selbst in unmittelbarster Nähe Nichts. Bei den großen Gegensätzen des Standes, des Besitzes und der Bildung in derselben Gemeinde ist eine Zusammenfassung zu gemeinsamer sozialer Thätigkeit ausgeschlossen.

Diese soll aber auch gar nicht von der religiösen, sondern von der bürgerlichen Gemeinde betrieben werden, die ein rascheres Vorgehen, geeignetere Organe und reichlichere Mittel zur Verfügung hat, weil sie den Zwang verwenden kann, auf den die Kirchgemeinde notwendig verzichten muß. Der bürgerlichen Gemeinde mögen zur Seite treten freiwillige Vereine und die warmherzige, sachkundige helfende Thätigkeit Einzelner.

Die soziale Thätigkeit ist nicht das Amt der Kirchgemeinde, denn um die handelt es sich allein, wenn von der „Kirche“ die Rede ist. Die Kirchgemeinde hat Besseres zu thun, sie hat die Gläubigen um die Predigt des Evangeliums zu versammeln und die Sakramente recht zu verwalten. Das Werk Gottes, — was Gott an den Seelen wirkt, das ist die Hauptaufgabe der Kirchgemeinde. Sie führt ein verborgenes Dasein und wird sichtbar nur am Wort und am Sakrament. Die Kirchgemeinde ist Kultusgemeinde und nichts Andres. Wenn die Kirchenglocken am Sonntag zum Gottesdienst laden, so tritt sie in Erscheinung; mit dem Segenswunsch am Schluß des Gottesdienstes sinkt sie in das Dunkel zurück, in dem sie wie das Salz und wie der Sauerteig wirkt. Wo das Wort Gottes verkündigt und das Sakrament verwaltet wird, da ist die Kirchengemeinde; die rechtlich verfaßte erkennbare Kirchgemeinde ist lediglich und ausschließlich dazu da, jene echte und einzige zu ermöglichen und sicher zu stellen.

Ohne Zweifel hat früher die Kirchengemeinde unmittelbare soziale Thätigkeiten ausgeübt: die Schule, die Eheschließung, die Beurkundung des Personenstandes war ihre Pflicht. Alle diese Funktionen hat ihr der reifgewordene Staat genommen, und dafür sollen wir dankbar sein. Daß diese Entwicklung weitergeht, daß heute noch andre Außenprovinzen des kirchlichen Gebietes bedroht sind, sollen wir als Willen Gottes verstehen und zu fördern suchen, denn das kommt dem innersten Wesen der Kirche zu Gute. Fallen muß zunächst der Rest der kirchlichen Schulaufsicht, und mit ihm der Anlaß zu traurigem Hader zwischen Kirche und Schule. Loslösen wird sich ferner die Armenpflege, die ganz der bürgerlichen Fürsorge zuzuweisen ist, weil diese durchgreifender und reichlicher helfen kann, als die auf zufällige Liebesgaben angewiesene kirchliche Armenpflege. Endlich ist die Krankenpflege der bürgerlichen Gemeinde- und der staatlichen Fürsorge zu überweisen. Beides ist heute schon in weitem Maße geschehen. Die Welt hat sich eben immer mehr mit christlichen Ideen durchsetzt, sowie die Menschen in der Kirchgemeinde und in den weltlichen Korporationen wesentlich dieselben sind.

So wird die Kirche auf ihr allereigenstes Gebiet beschränkt, und wahrlich, über- und übergenug hat sie damit zu thun. Die bodenlose Unkenntnis in allen Schichten der Bevölkerung über die einfachsten christlichen Dinge fordert zur gewissenhaftesten und angestrengtesten Arbeit heraus. Wer weiß denn heutzutage, was Christentum ist? Wieviel Prozent der Getauften besuchen denn dauernd und stetig die Gottesdienste? Wie unglaublich gering ist, auch abgesehen von den Massen, die mit der Kirche im Ganzen fertig sind, die Zahl der freiwilligen Kirchenbesucher? Wer geht zu den Andern, die nicht kommen? Wer bringt ihnen die Predigt des Evangeliums? Je energischer man der Wirklichkeit ins Auge schaut, desto größer wird die Aufgabe der Kirche auf ihrem eigentlichen Gebiete. Macht denen, die Nichts vom Christentum wissen, das Christentum wünschenswert, so habt ihr für andre Dinge keine Zeit mehr!

Aber das Predigen, das bloße Lehren genügt nicht, That und Leben soll die Predigt werden. Gewiß! Doch das Gebiet für die Umsetzung in That und Leben hat Gott uns im Beruf, in der Familie, in der Ehe, in der Gesellschaft, im Staate gegeben. Da sollen wir wirken, aber nicht eigne „christliche“ Institutionen gründen. Das ist katholische Anmaßung und verdächtigt die genannten Verhältnisse. Gewiß ist an denen, am Staat und seiner Politik z. B., manches Unreine, Unvollkommene, aber dagegen sollen wir eben energisch kämpfen. Es ist unchristlich, die große Welt preiszugeben und sich mit seiner Religion im Winkel anzusiedeln. Es ist unfromm, Gott den Allmächtigen in heilige Mauern einzusperren. Gottes Ordnung, die es anders will, wird durch schwächlichen Menschenwitz in ihr Gegenteil verkehrt. Eine Sünde auch gegen die Religion ist dies Verfahren. Wo Religion wirksam ist, muß sie den Eindruck der Kraft machen; thut sies nicht, so ist sie krank. Was christlich sein will, muß allemal Nummer Eins sein. Das sind die großen Gedanken der Lutherischen Reformation.

So entlastet, kann die Kirche ihrer eigensten Aufgabe nachgehen: die rechten Menschen für die rechte Stelle zu erziehen. Die sozialen Tugenden, soziale Gesinnungen zu wecken und zu pflegen, das ist ihre Aufgabe; sie soll die großen bohrenden Gedanken von des Nächsten Not und Elend den Menschen in die Seele werfen und das Eis vom Herzen schmelzen helfen. Das ist das Große, was die Kirche leisten kann, und das Größte, was überhaupt geleistet werden kann. Wo ihr zu unmittelbarem Eingreifen in die sozialen Nöte, wie in der Wohnungsfrage, der Alkoholfrage, der Jugendfürsorge, der Sonntagsfrage jede Möglichkeit fehlt, da kann sie durch Pflege der rechten Gesinnung Männer erziehen, die mit warmherzigem Mitleid und heller Lebensfreude auch den Mut verbinden, an die Arbeit zu gehen und den Brüdern zu helfen.

Der Pastor dieser Kirchengemeinde wird dann allerdings eine andere Stellung einnehmen müssen wie die, die ihm heute in der allgemeinen Anschauung zugewiesen wird. Man wird keinen Heiligen in ihm sehen. Er wird Menschen menschlich predigen, nicht theologisch-erbaulich, als ob lauter Pastoren vor ihm säßen. Er soll und muß untertauchen im bürgerlichen Leben, denn die Scheidewand, die heute zwischen ihm mit seinem Amt und der „Welt" mit ihren „weltlichen" Organen aufgerichtet ist, muß fallen. Jeder Anspruch auf besondre Achtung, besondre Wertung, besondre Behandlung verdirbt unsre Arbeit. Die Pfarrfrau wird nicht mehr als Vereinsschwester, die Kinder des Pastors endlich wie ihresgleichen angesehen werden. Nicht besondere Gedämpftheit, Sanftheit, Heiligkeit wird das Pfarrhaus auszeichnen, es wird seine Ehre darin suchen, ein braves Christenhaus zu sein mit einem guten Hausvater an der Spitze, und weiter Nichts! Der Pastor soll und muß auch politischer Parteimann sein, damit seine Gemeinde weiß, daß er kein politischer Träumer, kein naives Kind ist. Stößt er damit, mit dieser seiner neuen Art, bei Gemeindemitgliedern an, so ist das notwendig und unvermeidlich. Es giebt keine größere Ketzerei in der Kirche des allgemeinen Priestertums als den katholischen Amtsbegriff.

Unsere sonntäglichen Gottesdienste reichen freilich nicht aus, um das Evangelium wieder in allen Volksschichten zu verbreiten. Als ein Hauptmittel dazu empfiehlt sich vor allem die Presse, die in weitestem Maße als Zeitung, Broschüre, Flugblatt und ähnlich in diesen Dienst zu stellen ist. Dann aber ist an eine andere, freiere Art von Versammlungen zu denken, nicht in der Kirche, nicht im Betsaal, mit freiem Vortrage und freiester Aussprache. Gar nicht weit genug können dort die Thore aufgemacht werden. Das wird dann die Feuerprobe für jede Art von Christentum sein; das eine geht hinter die Mauern, das andere geht hinaus in die Welt. Die Zukunft wird zeigen, wem die Zukunft gehört! — —

Ein Professor der Theologie hat einmal gesagt: Dazu sei die Theologie da, alle menschlichen Stützen des Gottesglaubens zusammenzuschlagen, damit der Glaube, allein auf sich gestellt, in sich selbst seinen Halt finden möchte. In ähnlicher Weise hat Dörries hier die Religion herausgenommen aus aller „kirchlichen" Verflechtung mit der Welt, um sie in ihrer allereigensten Sphäre — dem Worte Gottes — wirksam sein zu lassen. Es ist die Empörung über die mißbräuchliche Verwendung religiöser Formen, über den Mißbrauch der Religion als Mittel zu kleinen menschlichen Zwecken politischer und sozialer Art, die hier zu Worte kam. Die Souveränität der Religion über alle andern irdischen Dinge — dafür trat der Redner ein, und mit hellem Zorn protestierte er gegen Alles, was diese einzigartige Stellung der Religion bedrohte. Scharf, oft schneidend scharf klangen seine Sätze, aber eben darum sicherten sie sich die Wirkung bei den Zuhörern. Das Resultat, zu dem Dörries gelangte, war an sich nicht neu. Göhre hat in seinem Buche „Die evangelisch-soziale Bewegung" schon 1896 den Beweis zu führen gesucht, zwar von ganz anderen Voraussetzungen aus, daß die Kirche und vor allem die Geistlichen als solche von jeder direkten sozialpolitischen Thätigkeit absehen müssen, und hat die Aufgabe des Christentums im politischen Parteileben ausdrücklich darin gefunden: „Das Christentum muß zwar der künftigen Reformpartei Begeisterung und Mut, ihren Mitgliedern edle Gesinnung, Charakterfestigkeit und Opferfreudigkeit, ihrem sozialpolitischen Handeln das letzte Ideal geben; aber es kann ihm nicht auch ihr Programm, ihr politisches Urteil, ihre volkswirtschaftlichen Ideen, ihre parlamentarische Taktik geben." Neu war die Art, wie Dörries seine Forderungen begründete und unterbaute. Die so recht Lutherische Wertung des Staates, der „weltlichen Verhältnisse", der Familie, des Berufes ist wohl kaum je so deutlich, so überzeugend klar ausgesprochen worden, wie an dieser Stelle. Ihr ist denn auch der goldene Optimismus zu danken, mit dem der Redner trotz der düsteren Partien seines Referates seinen Vortrag schloß.

Daß seine Auffassung einseitig und also nicht ohne große Bedenken ist, das ist ohne Weiteres zuzugeben. Aber ist das ein Fehler? Ich meine, daß gerade darum, durch die Konsequenz bis ins Aeußerste, durch die scharfe Pronunzierung, durch die einseitig Lutherische Betrachtung sowohl das Thema fruchtbringend behandelt als auch den Hörern tüchtig in das Gewissen geredet worden ist. Die andere, die Gegenseite zu diesem Referat — die Betonung der Seelsorgegemeinden im Sulzeschen Sinne — ist nun schon oft genug, auch auf dem Kongresse, behandelt worden, und war denen, die zu Dörries Füßen saßen, wohl vertraut. Darum rollte der Vortragende nun einmal diese Auffassung auf, ohne auch nur den Versuch zu machen, beide — seine und Sulzes — Ideen mit einander zu vereinigen. Prediger K i r m ß aus Berlin und Professor K a f t a n haben ihren andersartigen Standpunkt nachdrücklich in der Debatte hervorgehoben, und so den Vortrag in der wünschenswertesten Weise ergänzt. Kirmß hat ganz mit Recht hervorgehoben, daß eine Liebesthätigkeit genau so gut zum Wesen der Kirche gehört, auch der rechten innerlichen Kirche, wie die Wortverkündigung und die Sakramentsverwaltung. Und Kaftan wies richtig darauf hin, daß eine säuberliche Scheidung zwischen Kirche und Staat in ihren Thätigkeiten nicht möglich sei. Es giebt Grenzgebiete, von denen man nicht weiß, wo die Liebe aufhört und das Recht anfängt — sollen die unbearbeitet bleiben? Die christliche Gemeinde ist nicht nur Kultusgemeinde, sondern ebensosehr Seelsorgegemeinde, und daraus erwachsen ihr eine Menge neuer sozialer Pflichten. Zu diesen theoretischen Bedenken gesellen sich auch noch praktische. Der heutige Staat, die heutige bürgerliche Gemeinde entspricht jedenfalls nicht dem Dörriesschen Ideal; da hat er zu rosig gemalt. Weder die bürgerliche Armenpflege noch die bürgerliche Krankenpflege im Durchschnitt ist heute derart, daß sie die kirchliche überflüssig machte. In Wirklichkeit ergänzt das Eine das Andere, und diese Ergänzung ist es, was wir zur Zeit erstreben müssen. Die herrliche Schilderung von der Art des evangelischen Pastors, wie Dörries sie sich denkt und darzustellen sucht, setzt gleichfalls andere, bessere Zustände, erzogenere, gebildetere Gemeindeglieder und — Pfarrer voraus, als wir sie heute haben. So sind allerdings lebhafte Bedenken gegen Dörries Gedanken vorhanden, aber das darf nicht daran hindern, dankbar den Ernst anzuerkennen, mit dem hier für den Ernst der Religion gestritten und der eigentümliche Wert der Religion gegenüber allen Surrogaten und Fälschungen hervorgehoben worden ist.

R u d o l f H e r m e s

Laboremus

1

Anfang Mai ist Björnsons neues Stück Laboremus [Laßt uns arbeiten!] erschienen. (München, Albert Langen. 4 Mk.) Im Juni wird es seine erste deutsche Aufführung, und zwar in München, erleben. Von da wird es ebenso wie Björnsons Ueber die Kraft seinen Weg durch Deutschland machen und zwar nicht so elementare Wirkungen wie jenes, aber doch tiefe Eindrücke hervorrufen. Wie mit jenem müssen wir uns auch mit diesem auseinandersetzen.

Schon bei Besprechung von ‚Ueber die Kraft' hatten wir auf das damals bereits angekündigte neue Werk hingewiesen. Sein Titel, der auch schon bekannt war, gab uns die Vermutung ein, daß es die Fortsetzung und der lösende Schluß des ersten

großen Doppelstücks werden könnte. Das ist nicht der Fall. Laboremus ist ein Stück ganz für sich. Es hat mit Ueber die Kraft nicht die geringste Verbindung. Es bleibt dort bei dem unbefriedigenden, kindlichen vierten Akt des zweiten Teils — für Björnson. Für Manchen, der mit tiefster Erschütterung jene zwei Teile erlebt hat und mit der quälenden Frage im Herzen heimgegangen ist, wie wir aus jenen geschilderten schwersten Konflikten und Gefahren endlich mehr und mehr herauskommen, ist doch wenigstens der Titel des neuesten Werkes eine Antwort, die beruhigt: Arbeiten, nicht verzweifeln!

Laboremus spielt in einer ganz andern Luft als Ueber die Kraft. War es dort das religiöse und soziale Problem, um das es sich handelte, so ist es hier mehr Künstleratmosphäre, in die es hineingebaut ist. Aber während in jenen diese Probleme geradezu die Mittelpunkte bildeten, um die sich alles Andre drehte, so ist hier die Künstlerwelt und die künstlerische Welt mehr nur der Hintergrund, auf dem sich die agierenden Menschen als selbständige Größen, jede von ihnen ein besondrer Mittelpunkt, abheben. Und so tief fesselnd auch diese Menschen wirken, so scharf und unvergeßlich ihre inneren Umrisse auch gezeichnet sind, so sind sie mir wenigstens doch nicht als das Wertvollste an dem neuen Stücke erschienen, sondern vielmehr die durch ihre Zeichnung und vor allem gegenseitige Gruppierung mir gewordene Erkenntnis von dem eigentlichen Wesen eines „modernen“ Theaterstücks im Unterschied von dem früheren „klassischen.“ Laboremus und sein Inhalt ist mir in diesem fundamentalen Punkte direkt zu einer Quelle neuer ästhetischer Erkenntnis geworden. Es mag sein, daß das in den Augen Andrer etwas sehr Individuelles ist, — aber jedes Kunstwerk ist individuell verschieden wertvoll. Es mag auch sein, daß viele Andre längst jene mir durch Laboremus gewordene Erkenntnis haben, — um so besser für sie. Andrerseits aber ist es offenkundig, daß noch mehr Menschen gegenwärtig eine solche Klarheit über das moderne Theaterstück nicht haben, aber haben möchten: nun wohl, sie mögen sich in Laboremus vertiefen, und ich bin gewiß, einem großen Teile von ihnen wird es ergehen wie mir. Deshalb aber ist der Hinweis auf diesen Punkt keine Zeitvergeudung, sondern ein Dienst, den man Vielen thut.

2

Soll ich nun diese mir neue Erkenntnis formulieren, so finde ich — durch Laboremus — zwei Hauptgesichtspunkte, die das „moderne“ Drama ausmachen.

Der erste ist der, daß das „moderne“ Stück gleichsam ohne Anfang beginnt und ohne Ende endet. Es ist ein Ausschnitt aus einem Makrokosmos, dem Weltleben, das selbst ohne Anfang und ohne Ende, eine ewige Kette ist, während das ältere, das klassische Stück ein Mikrokosmos, eine Welt für sich ist, mit einem aus fast unsichtbarem Punkte aufsteigenden Anfang, mit einem Höhepunkt und einem Ende, das wirklich das, was jenes Stück vorführte, zu einer mehr oder weniger endgültigen Lösung und Rundung, zum Abschluß bringt. Darum auch das von Anfang an leichtere Verständnis der Entwicklung des älteren Dramas im Gegensatz zum modernen. Denn dort wächst eben Alles aus einem Winkel heraus, vergrößert sich, vervielseitigt sich, vertieft sich aus sich selbst, bleibt gleichsam um sich selbst herum, in sich konzentriert, mit nur solchen Beziehungen nach außen, die die notwendigen Ergänzungen und Beleuchtungen der Hauptsache und so selber ein Teil derselben sind, während alle andern im natürlichen Leben vorhandenen als das Problem hemmend und verdunkelnd ausgeschaltet werden. So ergiebt sich in der That eine gradlinige, geklärte und darum sehr logische und faßliche Exposition.

Anders hier. Hier ist der Anfang nicht nur meist unvermittelt, sondern scheinbar so zufällig und nebensächlich, daß jeder andre ebenso passend erscheint. Der Dialog und die Handlung sind zunächst vielfach unverständlich. Nicht weil sie verworren, unklar und unbedeutend sind, sondern weil sie in einer Situation einsetzen, die ihre Vorgeschichte oder gar ihre Vorgeschichten hat, auf die die handelnden Personen zurückgreifen, aus denen heraus sie handeln und die ihre ganze oder halbe Enthüllung (je soweit es nötig) erst im Laufe des Stücks finden. Erst wenn man weiter in den Gang des Dramas hineinkommt, werden Worte verständlich, die die Auftretenden zu Anfang gesprochen, Beziehungen offenbar, die zwischen ihnen schon von Beginn an bestanden und dort nur in Gesten und Blicken, in Schweigen oder sonstwie zum Ausdruck kamen, werden Handlungen motiviert, die zuerst absolut nicht motiviert schienen. Bis auch hier das Einzelne immer deutlicher sich zu einem Ganzen, oder besser zu einer Einheit zusammenordnet, an der man selbst Widersprüche als notwendige Glieder erkennt, bis dieses Ganze ausklingt in einem oder mehreren, mehr oder weniger tiefgehenden Erlebnissen, Wirkungen, also abgeschlossene Resultate ergiebt, ohne doch einen Schluß zu haben, angesichts dessen man sagen muß: so, die Sache ist erledigt. Sondern angesichts dessen man vielmehr das Gefühl hat, daß er die Vorstufe weitrer Entwicklung ist, die Thür dazu; daß die Menschen, die auftreten, weiter leben, weiter handeln und weiter ähnliche Lebensprobleme zum Austrag bringen werden, wie in dem gerade vorliegenden Stück eins oder einige zum Austrag kamen, und daß diese mit jenen zusammenhängen, ja aus ihnen erwachsen, sie zur Voraussetzung haben werden. Das alles wie im Leben. Denn im Leben treten wir bald in diesen, bald in jenen Kreis von Menschen — immer sind sie uns zunächst mehr oder weniger fremd, ihre gegenseitigen Beziehungen, Gespräche, Handlungen unverständlich. Erst allmählich lernen wir sie verstehen, erleben mit ihnen Größeres oder Kleineres, das uns ein mehr oder weniger dauerndes Besitztum bleibt, bis sich die Bande wieder lösen, bald allmählich, bald schneller, bald mit einem Schlage; und wir leben weiter und jene auch. So erscheint mir das „moderne“ Stück um ein gut Teil lebenswahrer als das frühere, klassische, ohne daß es dabei an Spannung und an Einheitlichkeit der Idee zu verlieren braucht. Nur daß die Spannung natürlicher und daß die einheitliche Idee relativer ist.

Der zweite Hauptunterschied zwischen modernem und klassischem Drama liegt mir ferner darin, daß es in letzterem fast immer nur eine Hauptperson, einen Helden, einen Mittelpunkt giebt, im ersteren dagegen fast stets beinahe ebenso viele Mittelpunkte und Hauptpersonen, als es handelnde Personen giebt. Im klassischen Stück ist Einer der Herr, um den sich die Andern nur gruppieren. Seinen Charakter, seine Entwicklung, seine Lebensleistung darzulegen, ist die Hauptsache; die Andern sind mehr oder weniger Hilfsfiguren. Ihren Charakter, ihre Art und That expliziert man selten um ihrer selber willen und selten ebenso vielseitig, wie die des Helden. Sondern nur so weit als sie in Beziehung stehn zu dieser Hauptperson, dieser eine Folie bieten können, deren Konturen beleuchten helfen. Je weniger sie das thun, desto skizzenhafter bleiben ihre Gestalten. Anders im modernen Stück. Da sind die meisten Figuren um ihrer selber willen da. Denn Jeder ist ein Lebenszentrum, ein Mikrokosmos, beinahe Jeder wert, in seinem Gesamtcharakter dargelegt, entfaltet zu werden. Infolge dessen werden die Beziehungen der einzelnen Personen zu einander natürlich auch reicher, so wie im wirklichen Leben; aber sie werden auch widerspruchsvoller, weniger einheitlich. Das ganze Ineinander der handelnden Personen wird komplizierter; auch insofern als bei jeder Person Züge zum Vorschein kommen, die keine Berührung gewinnen mit Zügen in Anderen, die sich deshalb gleichsam in die Luft verflüchtigen. Die Folge ist, daß die Konturen dieser modernen Dramafiguren sich stellenweise verschleiern, daß an ihnen wie an den Menschen des wirklichen Lebens Rätsel hängen, die man spürt, aber nicht durchdringen kann. Insofern liegt etwas Ungelöstes, etwas Nebel- und Geheimnisvolles über den modernen Stücken namentlich eines Ibsen und Björnson, die ja deren eigentliche Väter sind. Und doch ist auch das weder etwas Unwahres noch Unvollkommenes. Auch die Klarheit der Idee oder der Probleme, die das moderne Stück zum Ausdruck bringen will, leidet unter diesen Schleiern nicht. Im Gegenteil, sie sind häufig notwendig, um jene allmählich gerade erst recht zu entschleiern.

3

Doch nun zu dem Stück selber, das uns diese Erkenntnisse vermittelte. Die Fabel ist einfach. Im Ganzen treten vier,

man kann auch sagen fünf Personen auf. Unter ihnen ist ein Weib, Lydia, eine große Pianistin, aber zugleich eine Abenteurernatur. Ihre Kunst ist ihr nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck: sie will mit ihrer Hülfe aus den sozialen Niederungen ihrer Kindheit und Jugend hinauf auf die Höhen. Sie hat, wie im Verlaufe des Stücks bekannt wird, zu diesem Zwecke manch dunklen Schatten, manchen Makel auf ihre Vergangenheit geladen. Das Letzte war das Ungeheuerlichste. Sie war engagiert worden, um in einer Gutsbesitzersfamilie die schwindsüchtig-hysterische Dame des Hauses durch Musik heilen zu helfen. Und es ging ausgezeichnet. Die Kranke lebte wieder auf. Dafür brachte ihr der Gatte tiefe Dankbarkeit entgegen. Er bewunderte sie; seine Dankbarkeit kannte keine Grenzen, wuchs leise, ihm selber unbewußt, über sich hinaus. Sie bemerkte es; sie benutzte es; sie suchte nun ihn zu bannen, seine Frau aber nicht mehr zu heilen; nein, langsam zu töten mit ihrer Musik. Schließlich gelang Alles.

Als das Stück beginnt, hat fern von der Heimat soeben die Hochzeit zwischen ihr und dem schon grauhaarigen Wittwer, Wisby, stattgefunden. Es ist der Morgen nach dem Hochzeitstag. Triumphierend kehrt sie von einem einsamen Morgenspaziergang heim: das stolze Gefühl beherrscht sie, daß sie erreicht hat, was sie erstrebt, neben einem Gatten auf den Höhen des Lebens zu stehen. Und sie spricht das ihm sofort auch dankbar aus. Sie zeigt eine vollendete Virtuosität, den grauhaarigen Mann zu nehmen, ihm zu schmeicheln, zu bezärteln, zu gängeln. Sie redet ihm von dem zukünftigen Glück. Und sie fleht ihn an, nur Einem immer treu zu bleiben: die Vergangenheit nicht wieder aufleben zu lassen, wie ers ihr, wie sies ihm versprochen. Aber er bleibt stumm, niedergeschlagen. Schon ist die Vergangenheit aufgestanden und zwischen sie getreten. In der Nacht hat er einen Traum oder eine Vision gehabt. Seine frühere Gattin ist an sein Lager getreten, hat ihm ins Ohr geflüstert: „Die, von der du jetzt kommst, hat mich getötet.“ Er will den Alp von sich weisen; es gelingt nicht. Er will den Traum Lydia verschweigen; aber er verrät sich. Sie, selbst vom bösen Gewissen geplagt, dringt in ihn. Schrittweise errät sie mehr als daß sie erfährt, was ihm die letzte Nacht gebracht hat. Diese Szene wirkt erschütternd. Nicht, daß es viele Worte gäbe, oder gar hochdramatische. Sie wirkt vielmehr, weil ihr die vielen Worte fehlen. Man erlebt es ordentlich wie eine Naturnotwendigkeit, daß dem im Grunde bisher Nichts ahnenden, simplen Einsiedler das Gewissen erwacht in dem Augenblick, wo er ein neues Glück ganz gewonnen zu haben glaubt. Man erlebt mit, wie an seinem Gewissen sich das Gewissen des Weibes zu entzünden beginnt; wie ihre Unruhe, ihre Angst wächst, wie der Traum der Nacht auch am Tage Gestalt gewinnt, wie Beide schließlich zwischen sich, neben sich die Tote leibhaftig glauben wandeln zu sehn. Damit aber ist Alles dahin, was sie in ihrer Ehe erwarteten. Die Vergangenheit hetzt sie von Ort zu Ort, vergällt ihnen Alles. Bis ein Freund dem Alten die Vergangenheit Lydias zur Kenntnis bringt und ihr gewissenloses Spiel mit ihm und seiner früheren Frau zur sicheren Gewißheit macht.

Auch dieser zweite Akt ist von ergreifender Kraft, Wahrheit und Schlichtheit.

Das Weib aber ist noch völlig die alte Abenteurerin. Zwar ihr Gewissen kann sie nicht ganz tot machen. Aber seine Stimme wird immer wieder und zunehmend von der Angst um ihre Zukunft übertäubt. Sie sieht, durch die Ehe mit dem Alten hat sie nicht erreicht, was sie wollte. So sucht sie sofort neue Netze zu werfen. Ihr nächstes Opfer ist ein junger Künstler, Musiker, Komponist seines Zeichens. Ihr Spiel, das Spiel einer seiner Kompositionen, hat ihn zuerst für sie gefangen genommen; dazu fesselt ihn, den Jüngeren, ihre reife Schönheit. Er trägt sich mit einem Opernwerk: Undine, und will darin die im Märchen ausgeprägte Sehnsucht der Natur nach Erlösung, nach Erhöhung des Daseins musikalisch zum Ausdruck bringen. Das Meer will er schildern, das den Himmel widerspiegelt und seine Wellenarme nach ihm ausstreckt, ohne ihn je zu fassen; das ewig das Feste, das Land, sehnsüchtig und doch erfolglos umspült, umspielt, umjagt. Und seine feine empfindsame Natur sieht dies Meer, sieht Undine in Lydia, der Abenteurerin, die aus der Tiefe in die Höhe will, der er dies Ziel anfühlt, ohne daß sie es sagt, die dies Ziel selber ist, in Schönheit personifiziert. So findet er sie auch mit seinem Werke, in seinem Werke von Neuem: er liebt sie ebenso als diese Verkörperung seiner Künstlerträume, wie als große musikalische Kraft, und als das reife, schöne Weib. Aber das alles ist ihm Eins; er vermag es nicht zu zergliedern; seine Liebe zu ihr und seine Liebe zu seinem Werke, zu seiner Lebensarbeit ist ihm unzertrennlich. Wohl empfindet er dunkel, daß Undine wie das Meer nie zum Ziele gelangen wird, gelangen kann; aber weder ist er sich über diese Empfindung und ihre Ursache verstandesmäßig klar, noch führt sie ihn zu irgendwelcher Erkenntnis von Lydias innerster Natur. Nur daß sie ihn bedrückt und sich in Arbeitsunfähigkeit, in Unproduktivität Luft macht. Voll reichster einzelner musikalischer Ideen, vermag er diese doch nicht zu seinem Werke zusammenzufassen. Und in Beziehung auf sie: ist er von ihr fern, so verzehrt ihn die Sehnsucht nach ihr; ist er in ihrer Nähe, so findet er doch nicht Ruhe, ja kaum Verständnis bei ihr. Dieser Parallelismus ist von Björnson in prachtvoller Feinheit, in zarter, geheimnisvoller Verschleierung durchgeführt.

Anders sie. Sie will nicht sein Werk, sie will ihn. Wenn er ihr mit seiner Oper kommt, so geht sie wohl darauf ein, aber immer nur, um daran neue Fäden zu spinnen, mit denen sie ihn persönlich umgarnen zu können glaubt. Und dennoch fesselt auch sie die Idee seines Werkes. Denn sie ist keine gewöhnliche, keine geistlose Abenteurerin. Und außerdem, auch sie entdeckt sich selber in dieser Undine, die er mit seinen Noten schildern will. Aber auch diese Erkenntnis ist ihr nicht Hauptsache, sondern ebenfalls Mittel zum Zweck, um ihn zu gewinnen, durch ihn von Wisby los und endlich zu Glück, Ruhe und auf bleibende Höhen zu gelangen. Und auch diesen Parallelismus in ihr hat Björnson wundervoll dämmerig, fast möchte ich sagen pleinairistisch, heraus gebracht.

Noch anziehender wirkt es, zu beobachten, wie das alles im gegenseitigen Verkehr der beiden Menschen tastend an einander, sich schlingend in einander greift. Freilich tritt dadurch eine starke Kompliziertheit der Stimmungen ein; aber sie lockt nun erst recht, ihr auf den Grund zu gehen, und vermehrt für den ernsten Betrachter die fesselnden Momente. Personifiziert kommt das alles in einer gewissen Art gegenseitigen Nichtverstehens zum Ausdruck, bei aller natürlichen Leidenschaft von seiner, bei aller klugen Hingabe von ihrer Seite. Er sucht sein Werk in ihr, beides zugleich; sie sucht ihn in seinem Werk, nur ihn, zu ihren Zwecken.

Ein Kritiker hat gemeint, damit habe Björnson das Wesen von Mann und Weib überhaupt charakterisieren und ihren geistigen Unterschied auf seine einfachste Formel bringen wollen: für den Mann sei Arbeit und Liebe im Grunde eine Einheit, oder besser eine gleichwertige Dualität; wie es in dem Stücke einmal heißt, daß „gesunde Menschen Arbeit und Frau aus demselben Instinkt heraus wählen“; für die Frau sei Liebe das Ein und Alles, Arbeit nur der Weg zu ihr. Ich möchte mir diese Definition keinesfalls zu eigen machen: so einfach liegen die Dinge, namentlich bei dem modernen Weibe, doch nicht mehr; und sollte das Wort dem früheren Weib gegenüber mehr Geltung gehabt haben, so hat es dann doch sicher noch einen ganz anderen Sinn gehabt.

Doch auch zwischen Langfred und Lydia kommt es am Ende zum Bruche. Und wieder dadurch, daß auch er jene ihre unheilvolle That, ihren indirekten Mord an der Frau erfährt. Aber auch dies vollzieht sich ganz langsam, und wird gleichsam künstlerisch vermittelt. Langfred hört die Geschichte, ohne zugleich zu erfahren, daß Lydia jene unselige Pianistin ist. Und die Geschichte fesselt ihn — wiederum höchst charakteristisch — zunächst im Hinblick auf sein Werk, um das sich bei ihm Alles dreht. Durch sie geht ihm eine neue Gestalt der Undine auf. Hat er sie bisher nur als verkörperte Naturmacht, die herauf will, gesehen, so sieht er sie jetzt als eine menschlich-tragische Figur, die Etwas will, was gegen die moralische Weltordnung verstößt: den Gatten eines kranken Weibes für sich. Seine

Arbeit erfährt mit einem Schlage eine unendliche Vertiefung; die Ideen werden greifbar; er fühlt, wie seine Kraft zu produzieren ihm wiederkehrt. Als er das alles Lydia mitteilt, beginnt ein letztes Ringen ihrerseits um ihn. Mit aller Macht ihres Einflusses sucht sie ihn von der Aenderung seines Werkes abzubringen. Denn, obwohl sie sich sofort vergewissert, daß er den wahren Zusammenhang zwischen jener Geschichte und ihr noch nicht ahnt, fühlt sie doch mit dem Instinkt des Weibes: daß er ihr verloren geht, wenn er dabei bleibt. Denn dann ist sie nicht mehr das geistig-musikalische Modell für ihn, für die Schöpfung der Undine; und verliert er sie als Modell — das Wort einmal im höchsten Sinne genommen — so verliert er sie überhaupt. Denn Liebe und Arbeit ist ihm ja Eins. Auch die Darstellung von alle dem ist in ihrer psychologischen Feinheit unendlich fesselnd. Schließlich, durch Zufall, der doch Absicht ist, verrät Lydia den ganzen Sachverhalt. Die Abenteurerin hat auch dies Spiel verloren.

Wenn man nochmals den ganzen Verlauf des komplizierten und doch so tief ergreifenden Stücks überblickt, so ergiebt sich gerade für ein Blatt wie die Christliche Welt im besondern ein auffälliges und wertvolles Resultat: das ganze Stück ist erfüllt von höchstem christlich-ethischen Ernste. In seinem ganzen Verlauf predigt es die Macht des sittlichen Gewissens. Ganz augenfällig in seiner ersten Hälfte, deutlich genug aber auch in der zweiten. Das Weib scheitert auch dem Künstler gegenüber in dem Augenblick, wo er sein Werk aus der bloßen, sittlich unempfindlichen Natursphäre heraushebt und menschlich, ethisch zu vertiefen beginnt. Darum ihr rasender Ruf am Ende: „Dies Christliche!“

Das Christlich-sittliche im Sinne Kants ist der tiefste Grundgehalt in Björnsons Laboremus. Göhre

---

Verschiedenes

Auf der Dorfkanzel. Religiöse Betrachtungen von Erwin Gros. Berlin, Deutscher Dorfschriftenverlag 1900. 2, gebunden 3 Mk.

In der von Heinrich Sohnrey herausgegebenen Deutschen Dorfzeitung schreibt der bekannte Verfasser seit längerer Zeit sonntägliche Andachten, wovon ein Jahrgang unter obigem Titel vorliegt. Die Andachten werden gern gelesen. Unser Raiffeisenverein liefert die Dorfzeitung seinen sämtlichen Mitgliedern umsonst; und ich habe zu meiner Freude feststellen können, daß in einer Anzahl von Häusern die Andachten am Sonntag vorgelesen werden, und daß diese Häuser dadurch wieder zu einer Hausandacht gekommen sind.

Gros spricht sich in einer längeren Einleitung ausführlich über die Grundsätze aus, von denen er sich bei der Ausarbeitung hat leiten lassen. Es sind kurz gesagt diese: Anknüpfung an die bäuerliche Sitte, vornehmlich Predigt des Gottvertrauens, Vermeidung der eigentlichen Bußpredigt, reichliche Verwertung von Geschichten und Bildern. Gegen die Bußpredigt hat er schwere Bedenken, weil die allgemeine Bußpredigt den Leuten über die Köpfe gehe und die Rüge herrschender Laster in einer kleinen Gemeinde die Einzelnen vor den Uebrigen bloß stelle und dadurch verbittere. Hierin möchte ich dem Verfasser nicht ganz Recht geben, so gern ich den übrigen Ausführungen im Allgemeinen beistimme. Die Ruchlosigkeit eines Einzelnen gehört allerdings nicht auf die Kanzel, wenn sie nicht ein grobes öffentliches Aergernis gegeben hat; aber durch die Rüge herrschender Laster kann sich der Einzelne doch nicht vor den Uebrigen bloßgestellt fühlen. Es kommt hierbei nur darauf an, daß sie nicht im polternden Tone von oben herab geübt wird. Gelingt es, das Ehrgefühl der Gemeinde mit anzustacheln und das gegenwärtige Laster auf dem hellen Hintergrunde früherer guter Sitte zu malen, so hat der Geistliche die guten Elemente der Gemeinde sofort auf seiner Seite und damit einen festen Stand. Und wird ihm dann doch von den schlechten Elementen ein nächtlicher Schabernack gespielt, wie das natürlich nicht ausbleibt, so wird sich die öffentliche Empörung so stark gegen den bald erkannten Thäter richten, daß ers gern unterlassen hätte; und dem Ernst der Bußpredigt wird durch den Unfug keineswegs die Spitze abgebrochen, wie man sonst wohl denken könnte. Dabei ist selbstverständlich vorausgesetzt, daß der Geistliche im Allgemeinen in der Gemeinde festen Boden unter den Füßen und durch seinen Wandel ein sittliches Recht hat, das Unrecht zu rügen. Wollte der Geistliche aber unterschiedslos seine Gemeinde in Grund und Boden verdammen, so würde ers mit Allen verderben; denn die Gemeinde würde sich als Gemeinde bloßgestellt fühlen. Uebrigens ist auch Paulus bei seinen Rügen so verfahren. Wenn man die Bußpredigt beiseite läßt, so wird das nach meiner Ueberzeugung zu einer Abschwächung des sittlichen Bewußtseins führen. Denn einmal entnimmt der Bauer dem Lob des Guten keineswegs den Tadel seiner besondern Sünde. Und dann entspringt, wie Gros selbst zeigt, aus der Religiosität keineswegs mit Notwendigkeit die entsprechende Sittlichkeit. Dies ist doch nur dann der Fall, wenn in die Gottesvorstellung, woran die Religion hängt, die Züge der Heiligkeit und sittlichen Weltordnung mit aufgenommen sind, d. h. wenn auch Buße gepredigt wird. Aus diesem Grunde möchte ich auch die Beschränkung auf das Gottvertrauen nicht befürworten. Dazu kommt, daß der Bauer heutigentags seine alleinige Abhängigkeit von Gott gar nicht mehr so mit Händen greifen kann wie früher. Die wirtschaftlichen und politischen Einflüsse sind über die Schwelle seines Bewußtseins getreten; und ein Hagelwetter ist bisweilen mehr erwünscht als gefürchtet. Jedenfalls müßte bei der Predigt des Gottvertrauens heute viel tiefer gegraben und weiter gegriffen werden als früher. Es ist heute nicht mehr damit gethan, daß der Landmann sät und Gott das Wachstum überläßt. Und dann denke ich, man sollte auch auf die Dorfkanzel dreist den Kampf um die Weltanschauung bringen. Damit meine ich nun zwar nicht jedes neue Fündlein der kritischen Theologie, aber z. B. ob es einen Gott giebt, was vom Gebet und Wunder zu halten ist, die natürliche Entwicklung u. s. w. Diese Fragen dringen heute bis in die entlegensten Dörfer. Und sie werden dort leicht — nicht leidenschaftlich erörtert, wie etwa unter Industriearbeitern, sondern — kurzerhand im negativen Sinne erledigt. Denn der Bauer ist auf religiösem Gebiete gar nicht sehr gefestigt. Die Religion ist ihm als Autorität übermittelt und zum Erwerben einer eigenen Ueberzeugung, zum vorsichtigen Abwägen des Für und Wider ist er nicht erzogen. Hierzu müssen wir ihm heute helfen. Ich bekenne allerdings, daß ich in diesen Punkten wohl konservativer stehe als ein Teil unserer näheren Freunde und es also leichter habe.

Das sind so einige Randglossen zu dem schönen Buche von Gros, das ich im übrigen sehr empfehle. Ich bin überzeugt, daß es auch unter das Landvolk zu bringen ist. Da es hierzu aber in erster Linie bestimmt ist, würde ich raten, in einer neuen Auflage die Einleitung wegzulassen, die doch im Grunde nur die Dorfpastoren angeht, für diese allerdings recht beherzigenswert ist. Gustav Habermann

(Inzwischen erschien ein zweiter Band, von dem ebenfalls, wie von dem ersten, sehr viel Lobes zu hören und zu lesen ist. R)

Die Behandlung des sechsten Gebotes im Konfirmandenunterricht (nach reformierter Zählung des siebenten Gebotes) war eines der Themata, mit denen sich der Instruktionskursus für kirchliche Liebesthätigkeit in Basel im Herbst 1899 beschäftigte. Der gediegene Vortrag des Pfarrers Nathanael Hauri aus St. Gallen über diese schwierige Frage bildete nach dem Urteil wohl fast aller Teilnehmer den Höhepunkt des ganzen Kursus. Er trug das Gepräge der nüchternen Sachlichkeit und ergreifenden Offenheit, der Gründlichkeit und der erbarmenden Liebe. Es dürfte auch weitere Kreise interessieren, daß ein Schriftchen Hauris „Eine Konfirmandenstunde über das siebente (sechste) Gebot“ im Auftrage der schweizerischen Kommission für kirchliche Liebesthätigkeit gedruckt und nun auch im Buchhandel im Kommissionsverlag bei der Fahrschen Buchhandlung in St. Gallen erschienen ist. Alle Pfarrer und Religionslehrer, auch alle Eltern, welchen die Wichtigkeit der hier behandelten Frage bewußt ist, sollten sich dies Schriftchen kommen lassen. Es kann auch den Konfirmanden und der reiferen Jugend unmittelbar in die Hände gegeben werden. Das Heftchen kostet einzeln 20 Cts., in Partieen von 20 Exemplaren an 15 Cts. Von demselben Verfasser ist bereits in sechster Auflage ein Schriftchen „Wachet“ erschienen, das denselben Gegenstand für junge Männer behandelt und zu dem gleichen Preis wie das vorhergenannte Heft vom Pfarrer Hauri in St. Gallen selbst bezogen werden kann. Ich erwähne noch, daß der eifrige, erfahrene und erfinderische Verfasser schon seit einer Reihe von Jahren durch einen jährlichen gedruckten „Brief an meine ehemaligen Konfirmanden“ mit seinen früheren Schülern und Schülerinnen in dauernder seelsorgerlicher Verbindung zu bleiben sucht und zwar mit gutem Erfolg. Es ist dies ein sehr beachtenswerter und wohl in manchen Gemeinden nachahmenswerter Versuch, die konfirmierte Jugend auch in der Fremde und Ferne in Zusammenhang mit der christlichen Gemeinde und ihren Kräften und Gütern zu erhalten. Vielleicht macht Pfarrer Hauri, wenn er darum gebeten wird, auch andern Pfarrern diese Schreiben voll seelsorgerlicher Weisheit und Liebe zugänglich, daß sie diesen Weg erproben und, soweit man in solchen Dingen überhaupt nachahmen kann und darf, auch ihrerseits beschreiten. Endlich freue ich mich, alle Leser der Christlichen Welt auf eine kleine Predigtsammlung Hauris „Dein ist die Kraft“ hinweisen zu können. (St. Gallen, Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft 1900. 116 S. 80 Pfge., gebunden 1,60 Mk.) Es sind vierzehn Predigten voll Eigenart, Wärme und Kraft. Am meisten haben sie Verwandschaft mit den trefflichen Predigten unsres Freundes Drews. Besonders ergreifend und eindringlich ist die Reformationspredigt über das Thema: „Du bist mir zu stark geworden und hast gewonnen“ (Jerem. 20, 7—9) und die über „Menschliches Unrecht und göttlichen Segen“ (1. Petri 3, 13). In der ganzen Sammlung offenbart sich das Streben, ohne Rücksicht auf irgend welche theologische oder kirchliche Parteimeinung das Evangelium selbst in seiner Einfalt und herrlichen Kraft dem Geschlecht unsrer Zeit lebendig und lieb zu machen. Wilhelm Bornemann

Thekla Lüdekind, die Geschichte eines Herzens. Von Wilhelm von Polenz. Roman in zwei Bänden. Berlin, F. Fontane u. Co. 1900. 10, gebunden 12 Mk.

Julius Hart hat einmal die Eigenart Wilhelms von Polenz

damit sehr gut bezeichnet, daß er ihn den eigentlichen Fortsetzer der Freytagischen Bestrebungen nennt. Wie Freytag verlangt, so suchen auch die Romane von Polenz „das deutsche Volk bei seiner Arbeit auf", und wie Freytag so hat Polenz in seinen früheren drei Romanen jedesmal bestimmte Stände unseres Volkes geschildert, was schon die Ueberschriften aussagen: Der Pfarrer von Breitenfeld, Der Büttnerbauer und Der Grabenhäger, wozu man allerdings noch das Wort Junker ergänzen muß; selbst im Schauplatz seiner Romane, Schlesien, berührt er sich teilweise mit Freytag.

Von dieser Technik, wenn ich so sagen darf, ist Polenz in seinem neuesten Roman abgegangen; hier verrät der Untertitel, was der Dichter geben will: die Geschichte eines Herzens, und zwar eines weiblichen. Keine bestimmte Landschaft steht im Hintergrund, denn daß die Handlung in Schlesien oder der Lausitz spielt, merkt man nur auf den ersten Seiten an der alten wendischen Dienerin; kein bestimmter Stand ist als besonderes Schilderungsobjekt ausersehen: es sind, wie man so sagt, die obersten Zehntausend, hohe Beamte, Offiziere und Hofgesellschaft, in deren Mitte das Herz Thekla Lüdekinds seine Geschichte erlebt. Thekla wird vom Kindesalter an durch Alles begleitet, was ein Mädchen der oberen Stände erlebt: manchmal scheint die Absicht des Verfassers, Nichts auszulassen, was da alles vorkommen kann, Alles der Reihe nach aufzuführen, fast ein wenig zu deutlich durchzublicken.

Das Buch erinnert an Gabriele Reuter, etwa an ihren Roman „Aus guter Familie", nur daß Alles viel milder, gedämpfter klingt als dort, etwa wie ein Quartett mit Sordinen gegenüber einer Blechmusik. Auch hier klingt der Ton vieler moderner Frauenromane deutlich an, ja eigentlich durch das ganze Buch hindurch, das Lied von der Schlechtigkeit und dem Egoismus der Männer. Ich will ja gewiß nicht die Ungeheuer von Tugend, die Marlitt oder Werner ebensolchen Ungeheuern von Laster gegenüberstellt, in einem Buch finden, aber wenigstens Einen Mann, an dem man einigermaßen Freude haben könnte; aber da ist auch nicht einer. Alle sind sie mit einer gewissen Absichtlichkeit als Egoisten und als sinnlich gezeichnet, und die es nicht sind, sind entweder ein wenig schwach oder verbittert. Man kann aber deshalb nicht sagen, daß alles Licht auf die Frauen fällt: Theklas Mutter und Schwiegermutter sind nichts weniger als ideale Frauengestalten, und Lilly ist eine ausbündige Kokette an der äußersten Grenze der Ehrbarkeit; dagegen ist die Tante Wanda von erfrischender Eigenart und Rücksichtslosigkeit; sie hat es freilich als sechzigjährige reiche alte Jungfer nicht mehr nötig, sich der Alles regeln wollenden Konvention zu unterwerfen. Im Kampfe mit dieser Konvention — es giebt kein entsprechendes deutsches Wort für diese gewiß an sich nicht eigentlich deutsche Sache — entwickelt sich Thekla: ihr Problem ist das alte und ganz besonders für Frauen immer wieder junge: wie erhalte ich meine Eigenart ohne mich an den Dornenhecken dieser Konvention zu verbluten? An ihr bewahrheitet sich Goethes Satz: „Ein eigen Herz zu besitzen ist das höchste Gut, und unter Tausenden hat es kaum Einer."

Mit ausgezeichneter Schärfe der Beobachtung wird dieser Kampf ums eigene Herz vor unsern Augen geschildert: er endigt mit dem freilich durch schwere Opfer errungenen Frieden.

Alle, auch die intimsten, Erlebnisse eines herangewachsenen Mädchens und einer verheirateten Frau werden mit moderner Ungeniertheit, aber ich darf sagen mit reiner Hand, berührt. Thekla läutert sich vor allem im Widerstand gegen den seine Niedrigkeit immer deutlicher zeigenden Charakter ihres Gatten; eine etwas farblos religiöse Stimmung liegt über ihrer Entwicklung.

Die beiden geistlichen Tischredner in ihrer geflissentlichen Wiederholung (I 127 und 265) wirken ebenso gehäßig wie komisch.

Alles in Allem: ein Buch von guter, reiner Tendenz, kein schwaches Buch, aber freilich auch kein Kunstwerk erster Ordnung.

Max Christlieb

Kleine Mitteilungen. Es wird heutzutage sehr eilig Geschichte geschrieben. Der Evangelisch-soziale Kongreß z. B. wird von der mißgünstigen Presse auf Grund seiner Braunschweiger Tagung zu den Toten gelegt. Weswegen? Erstens wegen geringer Beteiligung. Ja war diese denn gegen früher gar so gering? Wir haben doch nicht immer nur glänzend besuchte Kongresse gehabt! Stets sonst stellten Zuhörerinnen eine starke Hilfstruppe. Und immer kam es für den letzten Effekt der Fülle auf die einheimische Bevölkerung an. Also keine voreiligen Schlüsse, wenn mal die Verhältnisse ungünstig lagen. Zweitens wegen des Dörriesschen Vortrags und seiner auflösenden Tendenz. Nun, es gehört zu den Eigentümlichkeiten des Protestantismus, immer wieder seine Grundlagen zu revidieren. Bequem ist das nicht. Der Protestantismus ist keine bequeme Religion. Dörries fühlte sich gerufen, uns wieder einmal das Lutherische Gemeinde- und Predigerideal zu zeigen, wie es sich ihm unter seinen persönlichen Erfahrungen und unter seinen hannoverisch-heimischen Verhältnissen bewährt hat. Ich meinte allerdings, wir wären über diese Einseitigkeit hinweg. Und ich würde es tief beklagen, wenn man irgendwo, in der Verwirklichung der Sulzeschen Gedanken begriffen, um der Dörriesschen Vorhaltungen willen inne hielte oder auch nur sich lähmen ließe. Zur Annäherung an das Sulzesche Ideal gehören gewiß ganz bestimmt geartete Pastoren und ganz bestimmt geartete kirchgemeindliche und bürgergemeindliche Verhältnisse. So setzt aber auch Dörries eine ganz bestimmt begabte Persönlichkeit, eine (zur sozialen Betätigung höchst ungeeignete) bestimmt geartete Kirchgemeinde und eine (zur sozialen Betätigung vollkommen geschickte) politische Gemeinde voraus. Welches Ideal reicher, fruchtbarer ist, das Sulzesche oder das Dörriessche, darüber besteht für mich kein Zweifel, und für den Kongreß im allgemeinen auf Grund seiner ersten Tagungen auch nicht. Im übrigen liegen die Verhältnisse verschieden; ob schließlich die soziale Pflicht, die das Christentum auferlegt, von der „Kirchgemeinde" oder von der „politischen Gemeinde" erfüllt wird, ist doch vor Gott und Menschen völlig gleichgiltig; ob der Pastor als Pastor oder als Nichtpastor sozial wirkt, desgleichen; es mag auch Einer sozial wirken, der nur predigt: Alles das liegt an den Personen und an den örtlichen Verhältnissen. Was den Kongreß als Ganzes betrifft, so bewies Braunschweig wieder, daß es ihm an Geist und Kräften nicht fehlt, und das ist für einen „Kongreß" die Hauptsache.

Der Sommer bringt unter andern Versammlungen die Pastoralkonferenzen. Damit hat nun auch die Erörterung über Harnacks „Wesen des Christentums", die bisher sich in litterarische Bahnen bewegte, eine andre Form gefunden. In Berlin hielt Professor Kähler aus Halle einen Vortrag zur Sache. Von seinen wissenschaftlichen Ausführungen wird Jeder gern lernen, und die frommen Worte des Generalsuperintendenten Braun, die dem Vortrage folgten, werden Jedem zu Herzen gehen. Es wäre schlimm, wenn die Geister nicht lebendig würden, wo es sich um „das Wesen des Christentums" handelt! Unter uns verlangt auch Niemand, daß nun der einzelne Christ oder die Gemeinde auf Harnacks Worte schwören soll. Was wir von den Ernsten und Verständigen gerade unter seinen Gegnern verlangen, ist, daß sie das Ernste und Fördernde der Harnackschen Gabe erkennen, anerkennen und — in Gottes Namen weiter und tiefer führend, wenn sie das können — dem Leser zu einem rechten Gebrauch helfen. Resolutionen, kirchenpolitisch gemeint, wohlvorbereitet oder schlechtvorbereitet, haben für die innere Entwickelung der Dinge keinen Wert; dergleichen sollte man ruhig bleiben lassen. R

Quittung folgt in nächster Nummer.

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf

Freunde der Christlichen Welt

Gotha. Mittwoch 19. Juni nachm. 3½ Uhr im „Schützen".

Leipzig. Donnerstag 13. Juni 8 Uhr Passagensaal bei Kitzing und Helbig: Rechtfertigung (Krömer).

Lüttringhausen. Montag 17. Juni nachmittags 5 Uhr im „Düringer Hof": Descendit ad inferna in den Katechismen und nach seinem geschichtlichen Sinn.

Magdeburg. Mittwoch 26. Juni 3 Uhr im Gasthof zum weißen Bären: Die Verkündigung Jesu von Gott dem Vater und dem unendlichen Wert der Menschenseele (Harnack S. 40—45).

Nordhausen. Mittwoch 19. Juni ¼4 in Hotel Schneegaß: Harnack, die Verkündigung Jesu nach ihren Grundzügen.

Eisenach

Unsre diesjährige Zusammenkunft in Eisenach soll
Montag den 30. September und
Dienstag den 1. Oktober
in gewohnter Weise im großen Saale des Städtischen Gewerbehauses stattfinden.

Montag 4 Uhr. Professor Gunkel in Berlin: Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Neuen Testaments.

Dienstag 9 Uhr. Prediger D. Scholz in Berlin: Bedürfen wir einer neuen Reformation?

Wer irgend in einem freundlich-verständnisvollen Verhältnis zu unserm Blatte steht, ist willkommen.

Kirchlich-Theologische Konferenz für Brandenburg

Berlin: Monatlicher Diskussionsabend Montag, 24. Juni: Der Religionsunterricht in der 8klassigen Volksschule. Referent: Provinzial-Schulrat Prof. Dr. Voigt. Restaurant zum Heidelberger, Friedrich- u. Dorotheenstr. Ecke.

Versammlungskalender

23.—26. September Kongreß für Innere Mission Eisenach
1.—3. Oktober Gustav-Adolf-Gesamtverein Köln
8.—11. „ Evangelischer Bund Breslau

Meine Vermählung mit Fräulein **Marta Fick**, Tochter des verstorbenen Herrn Hauptmann **Fick** und seiner Gemahlin **Anna** geb. **Rose** zu Toitenwinkel bei Rostock beehre ich mich ergebenst anzuzeigen.

Heidelberg Professor Dr. **E. Troeltsch**

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9 — Neuigkeiten —

Soeben erschienen in unserm Verlage:

Eucken, Dr. Rudolf, Geh. Hofrat. Prof. **Thomas von Aquin und Kant,** ein Kampf zweier Welten. 8⁰. 44 S. Mk. 0.60

Schwarz, Dr. Hermann, Privatdozent. **Das sittliche Leben.** Eine Ethik auf psychologischer Grundlage. Mit einem Anhange: Nietzsche's Zarathustralehre. gr. 8⁰. XII, 417 Seiten. Mk. 7.—, gebunden Mk. 8.—

Paulsen, Dr. Fried., Professor, **Philosophia militans.** Gegen Klerikalismus und Naturalismus. Fünf Abhandlungen. gr. 8⁰. VIII, 192 Seiten. Zweite, durchgesehene Auflage. Mk. 2.—; geb. Mk. 3.—

Nach wenigen Monaten ist von dieser Schrift bereits ein Neudruck nötig geworden.

Liebmann, Dr. med Alb., **Die Sprachstörungen** geistig zurückgebliebener Kinder. gr. 8⁰. 78 Seiten. Mk. 1.80

Ament, Dr. Wilh., **Die Entwickelung der Pflanzenkenntnis** beim Kinde und bei Völkern. Nebst einer Einleitung: Logik der statistischen Methode. Mit 14 Kinderzeichn. gr. 8⁰. 59 Seiten. Mk. 1.80

Hornemann, Ferd., Prof., **Die neuste Wendung im preussisch. Schulstreite und das Gymnasium.** Eine Beleuchtung der Gymnasialfrage vom Standpunkte der pädagogischen Psychologie und Sozialpädagogik. I. **Der Kieler Erlass vom 26. November 1900.** gr. 8⁰. 68 Seiten. Mk. 1.60

Koenig, Dr. Ed., Prof., **Hebräisch und Semitisch.** Prolegomena und Grundlinien einer Geschichte der semitischen Sprachen. gr. 8⁰. VIII, 126 Seiten. Mk. 4.—

Achelis, D. E. Chr., u. **Sachsse,** D. E., Professoren, **Die Homiletik und Katechetik des Andreas Hyperius,** verdeutscht u. mit Einleitungen versehen. gr. 8⁰. IV, 220 Seiten. Mk. 3.—, geb. Mk. 3.60

Hupfeld, Dr. Fr., Professor, **Der Römerbrief.** gr. 8⁰. IV, 50 Seiten. Mk. 1.—

Liedtke, Dr. H., Gymnas. Oberlehrer, **Neuere Kirchengeschichte.** (Von 1555 bis zur Gegenwart) gr. 8⁰. VI, 85 Seiten. Mk. 1.50

Koppelmann, Lic. Dr. W., Gymn. Oberlehrer, **Glaubenslehre** auf Grund der Lehre Jesu. Nebst einleitender Darstellung der natürlichen Gotteserkenntnis. gr. 8⁰. VIII, 53 Seiten. Mk. 1.10

(Vorstehende Schriften bilden die Hefte 18, 19/20 u. 21 der Hülfsmittel f. d. evang. Religionsunterricht von Evers u. Fauth.)

Halfmann, Dr. H., Direktor u. **Köster,** Dr. J., Professor, **Hülfsbuch für den evang. Religionsunterricht a. d. höheren Lehranstalten.** I. Teil. Für Sexta bis Quarta aller Anstalten. Mit 6 Abbildungen u. 2 Karten. Zweite, durchgesehene Auflage. gr. 8⁰. VIII, 204 Seiten, gebunden Mk. 2.25

Meinke, Ernst, Reg.- u. Schulrat, **Hülfsbuch für den evang. Religionsunterricht** in Lehrer- u. Lehrerinnenseminaren. I. Teil: Heilsgeschichte des Alten Testaments. Dritte, durchgesehene Auflage. gr. 8⁰. VIII, 122 Seiten, gebunden Mk. 1.40. II. Teil: Das Leben Jesu. Mit einer Karte von Palästina. Dritte, durchgesehene Auflage. gr. 8⁰. X, 160 Seiten, gebunden Mk. 1.90

Gesundheit u. Erziehung

Eine Vorschule der Ehe

Von

Prof. Georg Sticker, Dr. med.

Elegant gebunden 4 Mark.

Eltern und Lehrern diene das Buch zu ernstem Studium, der Vater möge es dem Sohne mit auf die Universität geben, und hoffentlich sind viele Mütter frei genug von ungesunder Prüderie, um es der erwachsenen Tochter zu empfehlen. (Aus e. Besprechung).

J. Ricker, Verlag, Gießen

Der Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik u. bildende Künste! Vierteljährl. 6 Hefte mit Bildern und Noten 3 Mk. Verlag von

Georg D. W. Callwey, München

Alkohol-

Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee
b. Ratzeburg — Prosp. fr.
Dr. med. Burmeister. Alfred Smith

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

PIANINOS von M. 350.— an

HARMONIUMS von M. 80.— an

Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Pianos u. Harm. zu vermieten. Gr. illustr. Katalog gratis-franco

Wilh. Rudolph, Giessen, M. 6.

WANGEROOG

Nordseebad. Prospekte versendet Die Badekommission

Villa Herzberg

Pension und Erholungshaus

in Dornholzhausen bei Homburg v. d. Höhe

fünf Minuten vom Walde am Fusse des 580 m hohen Herzbergs. Ruhige Lage in grossem Garten; herrlicher Blick auf den Taunus und auf Homburg. Mit Homburg durch elektrische Bahn verbunden. Pensionspreis je nach Lage und Grösse der Zimmer 4—7 Mk. Näheres durch die Verwaltung.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Quellen zur Geschichte des Papsttums

von

D. C. Mirbt,

ord. Professor der Theologie in Marburg

Zweite stark vermehrte Auflage

Unter der Presse

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg